

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Schwert des Salomo



Das Schwert des Salomo

John Sinclair Nr. 1000

Teil 1/7

von Jason Dark

erschienen am 09.09.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Das Schwert des Salomo

An diesem Tag, als das Schicksal – mein Schicksal – seinen Lauf nahm, regnete es ziemlich stark. Es schienen keine normalen Tropfen zu sein, die vom Himmel fielen, sondern eiskalte Bleikörner. So zumindest kamen sie mir vor, als ich den Leihwagen verließ und die Tür des Renault Megane ins Schloß drückte. Es war kalt – naßkalt. Nicht mehr so frostig wie in den vergangenen Wochen, aber die Kälte hatte sich noch in den oberen Regionen gehalten. Dort gefror der Regen zu Eis, und diese Körner peitschten gegen meine Haut.

Deshalb mußte ich zusehen, so rasch wie möglich ins Trockene zu gelangen, und ich hetzte auf den mächtigen Schatten zu, der in der Dämmerung zu sehen war.

Bei diesem Wetter sah der Schatten gewaltig und unheimlich zugleich aus. Er spendete keinen Trost, wie man es eigentlich von einer Kathedrale hätte erwarten können, aber diese hier, in Chartres, empfand ich an diesem Tag als kalt und abweisend. Dunkel waren die Mauern geworden. Der Regen hatte nasse Inseln hinterlassen. Wind wehte auch. Er umheulte die Gerüste, denn an der Kathedrale wurde immer gebaut. Die jaulenden und pfeifenden Töne wimmerten in meinen Ohren. Es hörte sich an, als wären Dämonen dabei, die Mauern der gewaltigen Kirche zu umtanzen.

Ich stellte den Kragen der dreiviertellangen Jacke hoch. Den Kopf hatte ich eingezogen, aber auch so erwischten mich die schweren Tropfen. Erst als ich unter einem Gerüst herlief, trafen mich die kleinen Geschosse nicht mehr. Ich blieb stehen, holte tief Luft und schüttelte mich wie ein Hund, der soeben aus dem Wasser gekommen war.

Tief holte ich Luft. Sie war jetzt, im Regen, viel sauberer als sonst.

Betrieb herrschte nicht mehr. Normalerweise ist die Kathedrale von Chartres überlaufen, da löste dann eine Touristengruppe die andere ab. Nicht so an diesem naßkalten Tag im Januar. Wer jetzt in die mächtige Kirche hineinging, der kam mit einem Anliegen. Entweder wollte er beten oder einfach nur in der Stille sitzen und sich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigen, oder es gab noch einen anderen Grund. Das war bei mir der Fall.

Ich sollte in der Kathedrale jemanden treffen.

Nun ließ ich mich nicht von jedem Anrufer von London nach Frankreich locken, aber wenn Abbé Bloch mit mir telefonierte und mich darum bat, mich dort mit einer bestimmten Person zu treffen, dann war dies Grund genug für mich, die Reise anzutreten.

Der Abbé hatte mich gebeten, nicht zu viele Menschen einzuweihen. Ich hatte mich auf Sir James beschränkt, und er wußte auch nicht mehr als ich.

Ich hatte es Bloch nicht übelgenommen, aber etwas mehr hätte er mir schon sagen können. Statt dessen war seine Sprache ziemlich gekünstelt gewesen. Er hatte davon gesprochen, daß mir der Fremde etwas über eines der größten Geheimnisse der Welt sagen könnte, was auch für mich sehr wichtig war, ebenso wie für die Templer.

Das hatte meine Neugierde noch mehr angestachelt, aber Bloch war nicht zu erweichen gewesen, auch dann nicht, als ich von seiner Seite Hilfe angefordert hatte.

»Wenn es um die Templer geht, dann wäre es besser, wenn du mir jemanden zur Seite stellen könntest.«

»Nein, John!«

»Warum nicht?«

»Weil es Dinge gibt, die wirklich nicht für jeden Menschen auf

diesem Erdball bestimmt sind. Auch nicht für die Templer oder nicht für alle von ihnen. Der alte Mönch, den du in der Kathedrale hoffentlich treffen wirst, wird dir mehr sagen können, wobei er auch vorsichtig sein muß, denn auch er hat Feinde.«

»Die auch meine Feinde wären, wenn ich mit ihm gesprochen hätte – oder?«

»So ist es nun, John. Und ich kann dir nur alles Gute und Gottes Segen wünschen.«

Mit diesem Trost versehen stand ich im Schatten der Kathedrale und unter dem Gerüst. Menschliche Laute waren in meiner Umgebung nicht zu hören. So vernahm ich das Aufschlagen der harten Tropfen gegen das Holz über mir, und ich hörte auch, wie sie in die Pfützen hineinschlugen, die sich auch in der Nähe meines Wagens verteilten und aussahen wie dunkle Fallen, die einen Menschen in die Tiefe reißen konnten.

Wieder huschte eine Bö heran. Der Wind rüttelte am Gerüst, als wollte er es mit seinen wilden Flügeln zerschlagen. Ich warf einen besorgten Blick in die Höhe. Eigentlich hätte ich mich schon längst im Innern der Kathedrale aufhalten müssen, denn ich war selbst gespannt darauf, den unbekannten Mönch zu treffen, aber eine gewisse Vorsicht hielt mich schon zurück.

Ich dachte wieder an die warnenden Worte des Abbé Bloch. Eine andere Gruppe konnte durchaus ein Interesse daran haben, meine Mission zu stören, und ich hatte auch mit einer Verfolgung von der Insel aus gerechnet und wollte nun – direkt am Ziel – abwarten, ob sich jemand zeigte.

In den letzten drei Minuten hatte sich nichts getan. Mein Wagen stand dort einsam und verlassen. Auch in den Gassen, wo sich die zahlreichen Geschäfte und Andenkenbuden rund um die Kirche herum befanden, tat sich nichts.

Bis jetzt nicht.

Plötzlich aber hörte ich ein Geräusch.

Durch die Entfernung und möglicherweise auch durch die schützenden Mauern hatte es sich etwas verändert angehört. Zuerst nicht so normal, viel lauter in der Stille, denn die Echos schwangen in die Höhe.

Ich schaute nach rechts in die entsprechende Richtung. Der Himmel zeigte mehrere weiße Streifen, die aber nur wie dünne Tortenstücke in die Massen der Wolken hineinschnitten und kaum der Rede wert waren. Jedenfalls sorgten sie kaum für Licht, so daß ein Autofahrer besser die Scheinwerfer einschaltete.

Das hatte auch der Fahrer dieses Autos getan, dessen helle Glotzer in meinem Sichtbereich auftauchten. Die künstlichen Augen lagen ziemlich hoch, sie bewegten sich schaukelnd über das nicht eben

glatte Pflaster, und ich stellte fest, daß ein Geländewagen an diesem Teil der Kirche vorbeifahren würde.

Ich ließ ihn kommen. Selbst stand ich so günstig, daß mich die Strahlen nicht mal peripher erwischen würden, und so fuhr der Wagen auch an mir vorbei.

Ob eine Person oder mehrere sich in ihm aufhielten, das war von meiner Position aus nicht zu erkennen. Das Auto fuhr nicht schneller, nicht langsamer, es rollte im normalen Tempo an mir vorbei. Die Lichter der Scheinwerfer streiften meinen Leihwagen, und in den Strahlen tanzten die hellen Eisregentropfen wie kostbare Diamanten, bevor sie auf das Pflaster knallten und dort wegspritzten.

Es war ein dunkles Auto. Die Marke hatte ich nicht erkennen können, tippte aber auf einen Opel Frontera. Und ich glaubte auch, den Schatten des Fahrers gesehen zu haben, aber eine zweite Person entdeckte ich nicht.

Ich drehte den Kopf in die andere Richtung. Dabei schaute ich dem Geländewagen so lange nach, bis seine roten Rücklichter verglühten. Sie sahen aus, als wären sie von einem finsteren Maul verschluckt worden. Das Geräusch des Motors verging auch, dann hörte ich nur mehr die Tropfen auf das unebene Pflaster fallen.

Harmlos oder nicht?

Ich ärgerte mich über mich selbst, weil mich der Anruf des Abbés innerlich so beunruhigt hatte. Eigentlich habe ich mir in meinem Job ein dickes Fell zugelegt, nur seit dem Anruf dachte ich anders. Da hatte ich sogar den Eindruck, an einer Wende meines bisherigen Lebens angekommen zu sein.

Es war verrückt, das wußte ich, aber ich kam einfach nicht davon los, sosehr ich mich auch bemühte.

Die Zeit spielte bei meinem Treffen mit dem Unbekannten keine Rolle, so schaute ich auch nicht auf die Uhr, als ich die schmale Seitentür der Kathedrale aufstieß. Ich freute mich nur darüber, daß sie nicht verschlossen war.

Und dann betrat ich sie.

Es mag vielleicht übertrieben klingen, wenn ich von einem Gefühl der Ehrfurcht und der gleichzeitigen Demut spreche, denn beides überkam mich, kaum daß ich den ersten Schritt in dieses Bauwerk gesetzt hatte. Vor einiger Zeit schon war ich in dieser Kathedrale gewesen. Damals hatte ich praktisch die erste Spur zur Bundeslade gefunden.[1] Wenn ich mir heute noch einmal die geheimnisvollen Worte des Abbé Bloch durch den Kopf gehen ließ, und das geschah automatisch, so überkamen mich nicht nur die Erinnerungen an damals, sondern auch die Erwartung, mit etwas völlig Neuem konfrontiert zu werden. Mit einer neuen Spur, mit einem Hinweis auf ein fernes, für mich noch beinahe unerreichbares Ziel. Verborgen

hinter gewaltigen Bergen, würde ich erst jede Menge von Steinen aus dem Weg räumen müssen, um irgendwann das Ziel einmal mit Glück zu erreichen.

Hinter mir fiel die Tür wieder zu. Ich machte zwei Schritte nach vorn, leise Schritte, denn ich wollte die heilige Ruhe nicht stören.

Selbst das Klatschen der Wassertropfen, die von meiner Kleidung fielen, war zu hören, und nach einem ersten Blick in das Innere überkam mich wieder der Schauder.

Welch eine Kirche! Ich hätte ein ganzes Leben darin verbringen müssen, um all die Schönheit genießen zu können. Die Schönheit der sakralen Kunstwerke war einfach überwältigend, und die hohe Decke kam mir vor wie ein Himmel, in dem eine alles beherrschende Kraft wachte. Hier war die Allmacht Gottes zu spüren.

Ich kam mir selbst wie ein Störenfried vor, als ich daran dachte, daß ich eine Waffe bei mir trug. Mit einer geladenen Beretta in eine derartige Kirche zu gehen, das paßte irgendwie nicht.

Aber wo Licht ist, da gibt es auch Schatten. Nicht grundlos hatte mich mein Freund Bloch gewarnt, und in diesem Kontext sah ich auch meine Waffe als wichtig an.

Wie wichtig sie noch sein würde, konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, da hielten mich die innere Aura und dieser wunderbare Glanz der Kirche mit ihren prächtigen Buntglasfenstern gefangen.

Sie sorgten dafür, daß das Innere der Kirche von ungewöhnlichen Lichtinseln durchzogen wurden. Sie verteilten sich auf den Steinfliesen in der Mitte der Kirche, in ihrem Mittelschiff, wo Spitzbögen und Pfeiler die hochaufragenden Wände stützten, damit all die Botschaften, die hier vermittelt wurden, nicht zusammenfielen.

Aber nicht nur innen, auch außen gab es sie, denn auch dort waren die in Stein gemeißelten Botschaften zu sehen, oft vom flüchtigen Betrachter und Touristen nicht bemerkt, doch der Kenner wußte Bescheid. Zwar wollte ich mich nicht unbedingt als Kenner ansehen, aber meine Kenntnisse lagen schon über dem Durchschnitt.

Ich dachte dabei unter anderem an das Nordportal der Kathedrale, wo die zahlreichen Steinfiguren standen. Stumme Zeugen der jahrtausendealten Kirchengeschichte.

Die Kathedrale war zu Ehren der Mutter Maria errichtet worden.

So gab es mehrere Abbildungen der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind, aber auch die Propheten des Alten Testaments waren zu bestaunen, ebenfalls die berühmten Patriarchen wie Melchisedek, der rätselhafte Priesterkönig von Salem, oder Abraham, Moses, David, Elias und Petrus. Das war in Stein gehauene biblische Geschichte, die sich an der gesamten Kathedrale fand, zusammen mit Figuren und Ornamenten, die für den Betrachter fremd wirkten. Dämonische Gestalten, oft aus der Mythologie stammend, einfach abstoßend.

Ich kannte die Figuren, denn ich war schon einmal hier gewesen.

Aber das lag zurück, trotzdem war mir diese Kathedrale in Erinnerung geblieben, ebenso wie die Figuren des Königs Salomo und der rätselhaften Königin von Saba. Gleichzeitig auch die ihres gemeinsamen Sohnes, der auf den Namen Melenik hörte und nicht eben als heilig eingestuft werden konnte.

Allmählich gewöhnte ich mich an die Ruhe der großen Kirche. Ich fand sie sogar wunderbar. Ob ich mich allerdings allein in der Kirche befand, wußte ich nicht. Es gab einfach zu viele Seitenschiffe, mit Altären bestückte Nischen oder Betstellen, an denen sich der eine oder andere Gläubige aufhalten konnte. Den Mönch hatte ich noch nicht gesehen, was mich auch nicht weiter störte, denn wir hatten keine Zeit abgemacht. Außerdem war dieses Treffen über eine dritte Person, eben Abbé Bloch, eingefädelt worden. Ich wußte nicht mal den Namen des Mannes. Mir war nur bekannt, daß er etwas Besonderes sein sollte und sich auch in einer Gefahr befand, wie mir der Abbé erklärt hatte.

Auf mein Nachfragen hin hatte mir der Templer-Freund leider keine Antwort gegeben und mir nur erklärt, daß ich alles selbst herausfinden müsse. Er hatte mich nicht zu sehr beeinflussen wollen.

Ich hatte den Reißverschluß der Jacke aufgezogen. Darunter trug ich ein Hemd und einen Pullover mit V-Ausschnitt. Eine schwarze Hose aus kräftigem Jeansstoff bedeckte meine Beine. Schuhe mit weichen Sohlen ermöglichten es mir, mich beinahe lautlos zu bewegen.

Es herrschte auch niemals das gleiche Licht. Wenn es durch die prächtigen Buntglasfenster sickerte, sah es aus, als wenn Kerzenlicht die Kirche beherrschte.

Es spielte kein Organist. Unter der mächtigen Decke war es meist dunkel. Die Bilder an den Wänden stimmten mich nicht eben fröhlich. Sie zeigten Motive des Leidens und der stummen Verehrung.

Dann hörte ich Schrittgeräusche. Sofort war ich wieder hellwach, lauschte in die Runde, denn es waren Geräusche aufgeklungen. Sie kamen von vorn, dort befand sich auch der prächtige Hauptaltar.

Mir war der Blick teilweise durch eine Säule auf ihn genommen. Außerdem lag er noch ziemlich weit weg, und ich mußte schon sehr genau hinschauen, um den Mann sehen zu können, der sich am Altar vorbeibewegte, geduckt ging und auf eine Nische im Hintergrund zueilte. Als er in ihr verschwunden war, hörte ich kurz danach das Schlagen einer Tür. Dann wurde es wieder still.

Der geheimnisvolle Mönch jedenfalls war es nicht gewesen, denn er hätte sich anders verhalten müssen, weil er ebenso auf der Suche war wie ich.

Den Platz an der Säule fand ich nicht schlecht. Zwar war es mir nicht möglich, von hier aus die gesamte Kathedrale in einer bestimmten Richtung zu überblicken, dazu war sie einfach zu groß, aber einen Teil

sah ich schon, ebenso die herrlichen Fenster, deren Motive Geschichten erzählten. Bei längerem Hinschauen hatte ich das Gefühl bekommen, als wären die einzelnen Scheibenstücke dabei, sich zu verändern. Als säßen sie nicht mehr so fest in ihren Rahmen, als würden sie sich bewegen und ihr Eigenleben führen.

Ich mußte mir über die Augen wischen, um wieder zurück in die Realität zu gelangen. Wenn ich zu lange hinschaute, konnte es passieren, daß ich den Bezug zur Wirklichkeit verlor.

Einige Nischen sahen aus wie tiefe Höhlen. Quer gespannte Kordeln sorgten dafür, daß die Besucher nicht hineingingen. Ich ging davon aus, daß sich in den Nischen auch die alten Beichtstühle befanden, einen derartigen Treffpunkt mit dem Mönch konnte ich mir sehr gut vorstellen. Mir fiel ein, daß hinter meinem Rücken ebenfalls eine Nische lag, in der ein Beichtstuhl stand.

Ich drehte mich um und schaute hin.

Ja, die Nische war da, da hatte ich mich nicht geirrt. Auch den Beichtstuhl entdeckte ich. Nur schattenhaft zeichnete er sich ab, und er sah aus wie ein kleines Haus.

Wartete dort schon jemand? Hielt mich der unbekannte Mönch unter Kontrolle? Wollte er sichergehen, daß ich ihm auch nicht feindlich gesonnen war?

Es drängte mich schon ein wenig, auf den Beichtstuhl zuzugehen, aber ich hielt mich zurück, denn irgendwo hätte ich mich auch lächerlich gemacht.

Dafür schaute ich auf meine Uhr. Das hatte ich beim Eintreten in die Kathedrale auch getan und stellte jetzt fest, daß ich mich bereits eine Viertelstunde hier aufhielt.

Aber die Zeit war bedeutungslos geworden, wenn ich daran dachte, was eventuell auf mich zukam. Tief in meinem Innern glaubte ich fest daran, auf eine Spur gesetzt worden zu sein, die mich zu der verschollenen Bundeslade führte.

Immer wenn ich mich damit beschäftigte, kriegte ich einen trockenen Hals. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, warum man gerade mich ausgesucht hatte, um das Rätsel der Lade zu lösen. Viele hatten es schon versucht, alle waren gescheitert, und sicherlich hatten die Menschen über mehr Informationen verfügt als ich.

Na ja, ich nahm es hin, denn nichts anderes war ich gewohnt. Aber der Mönch konnte sich allmählich zeigen, denn auch meine Geduld war nicht unbegrenzt. Allmählich kriegte ich Durst auf einen heißen Kaffee. Nahe der Kathedrale gab es genügend Lokalitäten, wo ich hätte einkehren können.

Etwas streifte mein Gesicht.

Ich zuckte zusammen, denn damit hatte ich nicht gerechnet. Es war eine Berührung gewesen, die ich mir auf keinen Fall eingebildet hatte.

Als wären einige Spinnweben über die Haut gestrichen, um mich zu begrüßen. Etwas unwillig schüttelte ich den Kopf, ließ dann meinen Arm wieder sinken und konzentrierte mich weiterhin auf das dämmrige Halbdunkel zwischen den Mauern.

Wieder streifte mich der Hauch…

Jetzt erst wurde ich mißtrauisch. Beim erstenmal hatte ich noch an einen Irrtum geglaubt, jetzt allerdings nicht mehr. Diese Berührung war eine Tatsache gewesen. Zugleich allerdings gelang es mir nicht, den oder das zu entdecken, was mich gestreift hatte.

Ich starrte nach vorn.

Nichts bewegte sich dort.

Die Schatten breiteten sich über dem Gang aus. Sie lagen wie Schleier über den Bänken, und weiter hinten, wo die Fenster Lücken in die Mauern rissen, sahen sie bunt aus. Genau dort verliefen auch die Farben ineinander.

Bewegte sich dort nicht etwas?

Mich störte das Zwielicht. Es tat den Augen nicht gut, aber ich glaubte schon daran, eine Bewegung gesehen zu haben, die keinesfalls von einem Menschen stammen konnte. Ein Mensch war kompakter. Einen Menschen hätte ich auch gehört.

Ich blieb an der Säule stehen und berührte sie dabei mit der rechten Schulter. Plötzlich hatte ich meine Umgebung vergessen, denn ich wußte genau, daß etwas passieren würde, das einzig und allein auf mich abgestimmt war.

Keine Schritte waren zu hören.

Es blieb still.

Trotzdem war jemand da, gar nicht mal so weit entfernt. Dort bewegte sich etwas über dem Boden. Es war so dünn und durchscheinend, daß ich mich darauf konzentrierte, und auch dann war ich mir nicht sicher, ob ich mich nicht geirrt hatte.

Wer war es?

Ein Gespenst?

Es floß herbei.

Es kam lautlos. Ich konnte es mit den Augen verfolgen. Es sah aus wie entstanden aus dem Staub des alten Mauerwerks, und es nahm auch seinen Weg, glitt auf mich zu und verlor dabei an Stärke, so daß es davonwehte.

Der kühle Hauch, die Entdeckung, ich konnte eins und eins zusammenzählen. Etwas war geschehen, ich wußte auch, daß sich meine Warterei dem Ende näherte.

Aber der Abbé hatte mir wirklich nichts von einem Geist gesagt. Er hätte es sicherlich getan, um mich darauf vorzubereiten. Entweder hatte ich mich geirrt und etwas gesehen, was es nicht gab, oder diese Erscheinung hatte mit meinem Hiersein nichts zu tun.

Tatsächlich war sie nicht mehr zu sehen, sosehr ich mich auch anstrengte.

Ich holte mich wieder zurück aus meiner Erinnerung und überlegte, was ich da überhaupt gesehen hatte. Wenn es diese Gestalt gewesen war, dann mußte ich sie als feinstofflich ansehen. Sie war also kein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen und schwebte wohl über dem Boden, denn Schritte hatte ich nicht gehört.

Blieb dieser ungewöhnliche Hauch. Gleichzeitig der erste Kontakt oder die erste Warnung, und sie hatte mich schon schaudern lassen.

Ich spürte, daß sich die Haut auf meinem Rücken zusammenzog, ein Zeichen für eine Veränderung.

Wieder glitt der kühle Schleier in meine Nähe und hatte mich noch nicht passiert, als ich eine weiche und traurig klingende Flüsterstimme vernahm.

»John Sinclair…«

In den folgenden Sekunden glich ich einer Säule, doch ich blieb ein Mensch, auch wenn ich mich wie ein Gegenstand fühlte. Ich dachte nun über die Flüsterstimme nach.

Sie hatte meinen Namen gesagt. Sie kannte mich. Aber kannte ich sie auch? Es war ungemein schwer für mich, das herauszufinden, denn die Stimme hatte neutral geklungen. Weder weiblich noch männlich, sie war einfach erklungen und ich wußte auch, daß sie eine Botschaft für mich hatte, und daß es bei diesem ersten Kontakt nicht bleiben würde.

Allmählich überwandt ich meine Starre. Ich atmete durch die Nase ein.

Die Luft war noch immer kühl, doch jetzt empfand ich sie mehr als einen Strom.

Ich wartete und drehte mich dabei. Die schemenhafte Gestalt war nicht mehr zu sehen, niemand rief meinen Namen, aber die Berührung glitt hauchzart an meiner linken Wange entlang und ließ mich schaudern.

Das kannte ich.

Ja, es lag noch nicht mal lange zurück. Ich dachte automatisch darüber nach, aber es fiel mir einfach nicht ein.

»John Sinclair…«

Diesmal hatte das unsichtbare Wesen lauter gesprochen. So laut, daß mir etwas klargeworden war.

Das war kein Mönch gewesen. Es war die geisterhafte Stimme einer Frau.

Wieso das?

Wieder wehte die Kälte heran. Viel intensiver als bei den ersten beiden Malen. Auf einmal umflorte sie mich. Ich kam mir vor, als hätte mir jemand einen Mantel umgehängt.

Nur stimmte das nicht, denn das Geistwesen hielt sich zwei Schritte vor mir auf. Es war nicht materialisiert, zumindest sah ich keine Gestalt aus Fleisch und Blut.

Aber es war eine Frau.

Dünn, leicht wabernd. Ein schmales Gesicht, und wenn mich nicht alles täuschte, war es von Wunden gezeichnet. Dunkle, ernste Augen glaubte ich zu sehen.

Diese Äußerlichkeiten mußten einfach in den Hintergrund treten, als ich erkannte, wer mich da besucht hatte.

Es war Donata, die tote Russin, die auch als weiblicher Nostradamus bezeichnet worden war…

***

Das war genau der Augenblick, an dem es mit meiner Ruhe vorbei war.

Ich fing plötzlich an zu zittern und kriegte weiche Knie.

Auch der Boden kam mir weich vor, aber ich verschwand nicht darin, denn er öffnete sich nicht. Also blieb ich stehen, betrachtete Donata und dachte daran, was geschehen war, als ich ihr zum erstenmal begegnet war.

Es war in einer Bar gewesen, dessen Besitzer uns als Schutz geholt hatte. Der Mann, er hieß Frogg, war schließlich ums Leben gekommen, aber Donata gab es nach wie vor. Sie streifte durch die Welten, ein unruhiger Geist, rastlos, suchend und zugleich auch eine Warnerin, die sich nicht nur mir, sondern auch meinen Eltern gezeigt und sie traurig gestimmt hatte.[2]

Donata hatte sie gewarnt und sich selbst als Toten- oder Schattenfrau bezeichnet, und es war ihr gelungen, meine Eltern in eine schreckliche Unruhe zu versetzen.

Donatas Versprechen war schlimm gewesen. Sie hatte davon gesprochen, daß meine Eltern sterben sollten, denn der Fluch der Sinclairs sollte noch nicht beendet sein.

Natürlich waren die beiden stark beunruhigt gewesen. Sie hatten Donata als Erscheinung erlebt, ihre Worte allerdings deutlich verstanden.

Mein alter Herr hatte sich sofort mit mir in Verbindung gesetzt und hatte wissen wollen, was sich da anbahnte. Ich hatte ihn leider nicht beruhigen können, denn ich wußte es selbst nicht genau, aber das spielte alles keine Rolle mehr. Donata sah ich jetzt und hier und nicht in meiner Wohnung, in der sie mich damals ebenfalls besucht und mich auch vor dem Fluch der Sinclairs gewarnt hatte.

Der Fluch der Sinclairs. Er wollte mir auch jetzt nicht aus dem Kopf. Immer stärker drängte er sich auf. Meine Gedanken kreisten einzig und allein um ihn, während ich versuchte, eine Verbindung zwischen

dem Damals und dem Heute herzustellen, was mir nicht gelang.

Ich war nicht in London, nicht in meiner Wohnung, sondern Hunderte von Kilometern entfernt in Chartres, in einer der prächtigsten Kathedralen der Welt.

Donata sah so aus, wie ich sie kannte. Ein Schleier oder ein dünnes Tuch umwob ihren Kopf. Darunter zeichnete sich das Gesicht ab, ebenfalls mit dunklem Teint. Grau war auch das Kleid, das sie trug, oder war es nur die Erscheinung, die so wirkte?

Das Gesicht zog mich an und das Blut, das darin klebte. Es war aus den Wunden unterhalb der Augen gequollen, denn dort war die Haut aufgerissen. Ich merkte, wie sich die Kälte in dem Raum zwischen uns verdichtete und sich auf meinem Rücken ein Schauer bildete. Und mein Magen zog sich zusammen.

Allmählich verging meine erste Überraschung. Ich zwang mich, nicht mehr an die düstere Prophezeiung von damals zu denken, aber völlig ausschalten konnte ich den Gedanken nicht.

Der Fluch der Sinclairs!

Sollte er mich hier treffen? Sollte er fortgeführt werden? Wußte Donata mehr?

Ich riß mich zusammen und rang mir ein flüchtiges Lächeln ab.

Kontakt würde sie mit mir aufnehmen können, und ich war gespannt, ob sie mir das gleiche sagen würde wie damals meinen Eltern, denn ihnen hatte sie den Tod vorausgesagt.

»So sieht man sich wieder«, murmelte ich. »Dazu in dieser fremden Umgebung.«

»Mir ist nichts fremd, John Sinclair.«

»Ja, das weiß ich mittlerweile. Dir ist nichts fremd. Du hast es geschafft, Grenzen einzureißen, sie zu überwinden, und ich weiß, daß du auf meiner Seite stehst.«

»Warum sollte ich das?«

»Gefühl.«

»Ja, vielleicht!« Die Stimme sprach nicht normal. Sie zischte, aber sie war nicht nur in meinem Kopf zu hören, sondern existent. Jedes Wort, jeder Buchstabe schien sich aus dem geheimnisvollen Umriß zu lösen. Ich hatte mich auch an den Klang der Stimme gewöhnen können und hörte deshalb die nächsten Worte recht deutlich. »Du weißt bestimmt, weshalb ich zu dir gekommen bin…«

»Nein, das weiß ich nicht«, erwiderte ich und war dabei ehrlich.

»Hast du mich vergessen?«

»Zum Teil schon.«

»Auch meine Warnungen?«

Ich hob die Schultern. »Was mich betrifft, so habe ich sie nicht direkt ernst genommen. Entschuldigung, aber Warnungen dieser Art erhalte ich des öfteren.«

»Das hättest du aber tun sollen, John.«

»Vielleicht. Nur weiß ich, daß du auch meine Eltern besucht hast, und das finde ich nicht so gut.«

»Ich mußte es ihnen sagen.«

»Du hast sie sehr beunruhigt, Donata, das muß dir klar sein.«

»Nicht grundlos«, flüsterte sie.

»Meine Eltern leben.«

Es war möglich, daß sie ein Nicken andeutete, aber ich konnte mich auch geirrt haben. »Sei froh«, flüsterte sie, »freu dich, daß sie noch am Leben sind.«

Ich hatte den Unterton in der Stimme sehr genau verstanden.

»Noch?« fragte ich.

»Ja.«

»Aber es geht ihnen gut. Sie haben deine Warnungen gehört. Sie waren sehr geschockt, und ich hatte Mühe, sie zu beruhigen. Jetzt aber ist alles wieder im Lot.«

»Nein, John, es scheint nur im Lot zu sein. Du unterliegst einem Irrtum. Die Zeit ist reif. Das Schicksal hat seinen Mantel über euch ausgebreitet, und ihr alle werdet nicht in der Lage sein, es zu stoppen. Ich selbst weiß, daß du nicht anders kannst, aber du hast dich auf ein Gebiet begeben, das rein feindlich ist, wo du nicht gewinnen kannst, John. Deine Feinde sind zu stark, und sie haben sich mit dem Schicksal und dem Fluch der Familie Sinclair verbündet. Es wird für euch alle in einem Inferno enden.«

Ich hatte zugehört. Dabei stand ich bewegungslos, war aber trotzdem froh, die Säule in meiner Nähe als Stütze zu wissen. Normalerweise gehöre ich nicht zu den Menschen, die so leicht aus der Fassung zu bringen sind, aber hier war es anders. Das lag auch nicht an der düsteren Umgebung, sondern einzig und allein am Erscheinen der Donata, deren Worten ich traute.

Sie wußte mehr. Wie sie dieses Wissen erlangt hatte, war mir unbekannt. Nicht grundlos war sie damals als weiblicher Nostradamus bezeichnet worden. Eine Seherin, deren warnende Worte nicht einfach abgetan werden konnten, denn es waren einfach zu viele ihrer Voraussagungen eingetroffen.

»Ein Sinclair-Inferno«, sagte ich nach einer Weile des Nachdenkens. »Wenn du so gut Bescheid weißt, Donata, dann wirst du mir auch sicherlich sagen können, was ich dagegen tun kann, denn ich denke, daß eine erkannte Gefahr nicht mehr so schlimm ist.«

Lachte sie, oder bildete ich es mir nur ein? Wie dem auch war, die Antwort vernahm ich relativ klar. »Es tut mir leid, wenn ich dich enttäuschen muß, John, aber seinem Schicksal kann niemand entrinnen. Du bist gezeichnet, nicht allein durch deine Geburt, sondern auch durch dein Leben, das du als andere Personen geführt

hast. Das ist eine Verpflichtung auf der einen, aber eine Gefahr auf der anderen Seite. Besonders die Gefahr ist groß, denn dir kann man es zutrauen, das große Geheimnis zu lösen.«

»Was ist es?«

»Du wirst es selbst herausfinden, aber du solltest nie vergessen, daß es Kräfte gibt, die zu allem bereit sind. Sie werden verhindern wollen, daß du dieses Geheimnis löst, und ich glaube nicht, daß du stark genug bist, um dieses Hindernis zu überwinden. Die anderen Kräfte haben Zeit genug gehabt, um sich sammeln zu können, und sie dürfen auf keinen Fall unterschätzt werden. Ich weiß auch, daß du versuchen wirst, dich gegen dein Schicksal zu stemmen, aber du wirst es nicht schaffen.«

Ich zwang mich zur Ruhe, und auch meine Stimme hörte sich ruhig an. »Weshalb bist du dann überhaupt hier erschienen? Warum läßt du mich nicht in mein Schicksal hineinlaufen?«

Es war möglich, daß sich ihr gezeichnetes Gesicht zu einem Lächeln verzog, aber ich konnte mich auch geirrt haben. »Du bist ein Mensch, der versucht, gerecht zu sein. Das habe ich am eigenen Leibe gespürt, und deshalb wollte ich dich warnen.«

»Ja, wie meine Eltern.«

»Genau, denn auch sie sind Sinclairs.«

»Aber sie haben nichts mit mir zu tun, das weißt du so gut wie ich. Sie leben in Schottland, ich wohne in London. Ich habe einen Beruf, mein Vater nicht mehr. Ich gebe zu, daß meine Eltern hin und wieder in Fälle hineingezogen worden sind, aber mit mir kannst du sie beim besten Willen nicht vergleichen.«

»Das tue ich auch nicht.«

»Wer ist es dann?«

»Andere…«

»Hör auf«, unterbrach ich sie. »Das ist mir einfach zu vage. Ich höre immer nur von anderen, aber du berichtest nie davon, um wen es sich dabei handelt.«

»Ich weiß es nicht!« lautete ihre schlichte Antwort. Ich dachte darüber nach, ob ich ihr glauben sollte, und stimmte schließlich für sie.

Ja, ich glaubte Donata. Sie spielte nicht falsch. Sie fühlte sich zwar nicht als Schutzpatron mir gegenüber, aber ich hatte ihr vor kurzem geholfen, und das hatte sie nicht vergessen.

»Und meine Eltern…«

»Schweben in Gefahr«, erklärte sie, »denn die andere Seite gibt nicht auf. Sie heißen Sinclair, John, und das bringt mich wieder auf den Fluch der Sinclairs.«

Ich wußte nicht, was ich noch sagen sollte. Es war einfach alles zu vage gewesen, aber es hatte mich schon beunruhigt, denn ein Wesen

wie Donata durfte ich auf keinen Fall unterschätzen. »Dann darf ich mich auch dafür bedanken, daß du mich gefunden hast«, sagte ich leise zu ihr.

»Ich finde dich immer, John.«

»Noch schöner, aber du kannst mich nicht schützen, denke ich.«

»Das ist wahr, ich kann dich leider nicht beschützen. Ich bin auch nicht in der Lage, das Schicksal zu manipulieren, da mußt du schon selbst mit klarkommen.«

»Ja, du hast recht. Um mich mache ich mir keine weiteren Sorgen, ich denke eher an meine Eltern. Du hast sehr deutlich erklärt, daß sie sich in Gefahr befinden…«

»An keinem streift der Fluch der Sinclairs vorbei. Nicht mehr, nicht mehr in dieser Zeit. Es wäre etwas anderes gewesen, hättest du einen anderen Weg eingeschlagen. Das war auch nicht möglich gewesen, denn der Weg eines Menschen ist vorgezeichnet. Er kann sich nicht dagegen wehren, und du hast nun mal den Hintergrund deiner Wiedergeburten und die intensive Beziehung zu den Templern.«

Ich horchte auf. »Die Templer?« wiederholte ich leise. »Himmel, was haben sie denn damit zu tun?«

»Du wirst es merken, wenn du noch länger am Leben bleiben solltest und sich der dichte Wald allmählich lichtet. Sie spielen eine Rolle, ich kann dir nicht sagen, welche, denn auch für mich gibt es Grenzen, aber sie werden ins Spiel kommen, das glaube ich fest.«

»Das kann man so oder so sehen«, sagte ich. »Es gibt verschiedene Gruppen.«

»Ja, das weiß ich.«

»Welche?«

»Bitte.« Sie hob mit einer schwachen Bewegung ihren Arm, der aussah wie fein in die Luft gezeichnet. »Ich habe dir alles gesagt, was ich weiß, John. Glaube mir…«

Trotzdem ließ ich nicht locker. »Etwa beide Seiten?«

Donata gab mir keine Antwort mehr. Den Grund erkannte ich noch in derselben Sekunde, denn sie war dabei, sich vor meinen Augen aufzulösen. Es ging sehr schnell, ihre Gestalt wurde immer durchscheinender, und sie tanzte nur mehr als ein geisterhafter Hauch vor meinen Augen, der dann auch verschwand.

Donata hatte sich aufgelöst. War eins mit der Umgebung geworden oder hatte sich in eine andere Welt zurückgezogen. Auf keinen Fall aber hatte sie einen beruhigten Menschen zurückgelassen, sondern einen sehr aufgewühlten, und ich war froh, die Säule in meiner Nähe zu wissen, gegen die ich mich lehnen konnte.

***

Wie lange ich unbeweglich auf dem Fleck und in dieser Haltung

gestanden hatte, wußte ich nicht zu sagen. Aber es hatte gedauert, bis sich mein Herzschlag wieder einigermaßen normalisierte und ich wieder klar denken konnte.

Eigentlich war ich in die Kathedrale gekommen, um einen mir unbekannten Mönch zu treffen, aber das war jetzt zweitrangig geworden, denn Donatas Warnungen hatten mich aufgewühlt. Dabei dachte ich nicht so sehr an mich, sondern mehr an meine Eltern. Im Gegensatz zu mir waren sie relativ hilf- und schutzlos.

Aber sie waren Sinclairs!

Und wieder war vom Fluch der Sinclairs gesprochen worden, sogar noch mehr, denn Donata hatte mich vor dem Sinclair-Inferno gewarnt. Dieser neue Begriff sorgte bei mir für den Ausbruch einer tiefen Furcht, denn ich wußte auch, daß ich von hier aus meine Eltern kaum schützen und mich dabei auch nicht auf Donata verlassen konnte, denn so stark war sie leider nicht.

Es gab auch keinen konkreten Anlaß, um in Lauder Polizeischutz für sie abzustellen, wobei das sicherlich nichts brachte, denn meine Gegner durchbrachen jede Mauer.

Am liebsten hätte ich die Kathedrale fluchtartig verlassen, um mich in den Wagen zu setzen, der mich zum Flughafen brachte.

Aber ich hatte eine Aufgabe zu erfüllen, und ich war nach wie vor davon überzeugt, hier den Anfang eines roten Fadens in die Hand zu bekommen, der mich schließlich zum Ziel führte.

Die kühle Luft in der mächtigen Kathedrale kam mir plötzlich noch kälter vor. Sie war irgendwie eisig geworden, aber so, daß ich Mühe hatte, es zu beschreiben. Nicht normal eisig, mehr von einer unheimlichen Botschaft durchzogen.

Ich warf noch einen letzten Blick in die Runde, bevor ich meinen kurzfristig gefaßten Entschluß in die Tat umsetzte und die Kathedrale mit schnellen Schritten verließ. Mit der Unruhe konnte ich einfach nicht leben, weil ich wissen wollte, wie es meinen Eltern ging.

Man kann über Handys schimpfen, man kann sie verdammen, aber es gibt Momente, wo man sie wirklich braucht. So einen erlebte ich in diesem Augenblick, denn mit diesem wirklich guten Gerät konnte ich auch meine Eltern in Schottland erreichen, und das war keine kurze Entfernung.

Ich hatte die Kathedrale durch dieselbe Tür verlassen, durch die ich sie auch betreten hatte. Jetzt stand ich im Freien und war nicht so tief in Gedanken versunken, als daß ich die Veränderung in der Umgebung nicht bemerkt hätte.

Es war dunkler geworden. Der Himmel hatte eine schmutzige Farbe bekommen. Der Tag verabschiedete sich zu dieser Jahreszeit schon früh, und eine Sonne hatte ich in den vergangenen Stunden kaum gesehen. Die Schatten am Himmel nahmen zu und vereinigten sich mit

denen, die das mächtige Mauerwerk hinter mir warf. Sie flossen auf mich nieder, als wollten sie mich einhüllen wie Tücher.

Ich war in der Türnische stehen geblieben und hielt das Handy in der linken Hand. Bevor ich wählte, warf ich einen Blick in die Runde.

Mir fiel nichts auf. Da war die Düsternis, die Schatten, kaum Lichter, abgesehen von der Straßenbeleuchtung, die kalt und fahl wirkte, und mit ihren Lichtinseln bestenfalls für eine Orientierungshilfe sorgte.

Um diese Zeit waren meine Eltern sicherlich im Haus. Ich atmete schon einmal auf, als der Ruf durchkam. Das Freizeichen war zu hören – einmal, zweimal, dreimal…

»Hebt schon ab!« murmelte ich und ärgerte mich darüber, daß ich zitterte. Donatas Warnungen hatten mich verdammt nervös werden lassen.

»Sinclair!«

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich die Stimme meines Vaters vernahm. Dabei war ich so überrascht, daß ich zunächst nicht antwortete, was die Ungeduld bei meinem alten Herrn auslöste, und er sagte noch einmal seinen Namen. »Ich bin es, John!«

Eine kurze Pause. Dann der Ruf. »Du bist es, Junge! Damit hätte ich wirklich nicht gerechnet. Sag nur nicht, daß du aus der Nähe anrufst, John.«

»Nein, das nicht. Ich bin auch nicht in London, sondern in Frankreich, in Chartres.«

»Oh! In der Stadt mit der Kathedrale?«

»Ich stehe davor.«

»Sehr schön, John. Diese Kirche ist wirklich ein Kunstwerk. Sowohl innen als auch außen.«

»Ja, das weiß ich, Vater.«

»Ich will dich nicht fragen, ob du dienstlich unterwegs gewesen bist und warum du mich angerufen hast, du wirst es mir schon erklären, John.«

»Natürlich«, sagte ich und wußte noch immer nicht so recht, wie ich anfangen sollte. Bis mir einfiel, daß ich nach meiner Mutter fragen konnte, was ich auch tat.

»Oh, deiner Mutter geht es gut. Sie war erkältet, das ist aber jetzt vorbei, aber sie ist munter wie eh und je.«

»Freut mich.«

»Im Moment ist sie unterwegs. Irgendein Treffen mit Freundinnen. Na ja, du kennst das ja. Da fühlt man sich als Mann dann mehr als unwohl.«

»Sehr gut, Vater.«

»Was meinst du damit?«

»Daß du allein bist.« Ich wechselte das Handy in die linke Hand.

Das letzte Lachen meines Vaters bekam ich noch mit. »Willst du mir

etwas sagen, was deine Mutter nicht hören darf?«
»Das ist vielleicht zu stark ausgedrückt. Sie braucht es nicht unbedingt zu hören. Du weißt ja selbst, wie sie ist.«
»Stimmt, Junge, dann laß mal hören.«
»Ahm, ja, das ist…« Verdammt noch mal, es war gar nicht einfach für mich, die richtigen Worte zu finden, denn ich wollte nicht zu hart rangehen. »Du erinnerst dich an diese seltsame Gestalt, die ihr vor nicht allzu langer Zeit gesehen habt?«
Mein Vater überlegte kurz. »Ach ja, ich weiß. Die Gestalt im Nebel.« Ich hörte ihn tief einatmen. »Ja, die hat uns schon einen Schreck eingejagt, denn sie erwähnte den Fluch der Sinclairs und sprach auch davon, daß wir nicht mehr lange leben würden. Ich habe es durchaus als eine Warnung aufgefaßt.«
»Sie heißt Donata.«
»Richtig, John. Jetzt, wo du es gesagt hast, erinnere ich mich wieder daran.«
»Ich habe sie vor kurzem noch gesehen und mich auch mit ihr unterhalten können.«
»Oh – was?«
»Ja.«
»Bei dir in Chartres?«
»Genau. Ich habe hier zu tun, und sie ist mir in der Kathedrale erschienen.«
Mein alter Herr stieß die Luft aus. »Warum das denn? Was wollte sie von dir?«
»Mit mir reden, Vater, und dabei wurde ich wieder an unsere erste Begegnung erinnert und auch an eure mit dieser geheimnisvollen Person, denn sie sprach ihre Warnungen abermals aus. Hast du das alles mitbekommen, Vater?«
»Ja, John, das habe ich«, sagte er nach einer Weile. Sicherlich erinnerte er sich wieder, und seine Stimme verlor an Kraft und Lautstärke. »Hat sie abermals den Familienfluch erwähnt?«
»Auch das, und sie sprach vom Tod. Vom Schicksal der Sinclairs. Ich will ehrlich sein, Vater, und dir sagen, daß sie euch mit einbezogen hat.«
»Ja, das habe ich kommen sehen. Schon bei ihrem ersten Besuch hat sie davon gesprochen.«
»Diesmal war es noch intensiver, denke ich.«
Mein alter Herr schwieg. »Jetzt weiß ich auch, weshalb du angerufen hast. Du glaubst ihr also?«
»Ja«, antwortete ich zögernd.
Mein alter Herr war ein Mann, mit dem man reden konnte. »Was bedeutet das genau?«
»Ich befürchte, daß ihr euch in einer Gefahr befindet. Leider kann ich

dir nichts Genaues sagen, weil ich selbst nichts weiß. Donata hat von starken Feinden gesprochen, die den Fluch der Sinclairs erfüllen wollen. Das heißt im Klartext: Sie werden versuchen, den Namen Sinclair zu tilgen.«

»Du kannst auch ausradieren sagen, John.«

»Ich wollte mich nicht so drastisch ausdrücken.«

»Das Ergebnis wäre dasselbe. Es ist wirklich gut, daß sich deine Mutter nicht in der Nähe aufhält. Du bist weit weg. Du hast zu tun, es würde lange dauern, bis du hier wärst.«

»Das stimmt.«

»Und wir haben ja schon erlebt, was es heißt, ein Sinclair zu sein. Ich will gar nicht mehr daran denken, als ich beinahe deine Mutter erschossen hätte. Das ist Vergangenheit. Wir aber leben in der Gegenwart, und so frage ich dich, was wir tun können.«

»Ich habe keine Ahnung, denn ich bin ratlos. Ich könnte dir nur empfehlen, die Augen offenzuhalten. Solltest du ungewöhnliche Vorgänge um euch herum wahrnehmen, wäre es besser, ihr würdet das Haus verlassen und…«

»Aber John«, unterbrach er mich. »Das kann doch nicht sein. Wer immer auch unsere Gegner sind, sie würden uns an allen Stellen finden, in allen Verstecken. Wir haben keine Chance. Eine Flucht wäre sinnlos.«

»Das muß ja nicht sofort sein. Ihr wohnt recht einsam, und Hilfe ist oft weit entfernt…«

»Trotzdem müssen wir bleiben. Aber ich danke dir für die Warnung, Junge, denn jetzt werde ich doppelt so gut achtgeben, darauf kannst du dich verlassen. Gibt es denn einen Hinweis? Könntest du mir sagen, wie die Gefahr in etwa aussehen würde, die auf uns zukommen kann?«

»Nein, das weiß ich leider auch nicht. Es gibt Gegner, Vater, das habe ich dir schon gesagt, aber mir ist nicht bekannt, welcher Gruppe sie angehören. Ich will da auch nicht spekulieren und versuchen herauszufinden, wer tatsächlich dahintersteckt.«

»Was dauern kann.«

»Das gebe ich zu.«

Ich hört ihn stöhnen. »Ja, es war damals schon sehr vage, John, als Donata zum erstenmal erschien. Konkret geworden ist sie nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie es nicht wollte, jedenfalls halte ich die Augen offen und bedanke mich für die Warnung.« Er holte tief Luft. »Eines möchte ich trotzdem noch wissen, John. Wie soll ich mich deiner Mutter gegenüber verhalten?«

»Am besten so normal wie immer, falls es dir möglich ist.«

»Das wird schwer sein, John. Du kennst sie doch. Sie hat eine Nase für gewisse Dinge und riecht, wenn etwas nicht stimmt. Das habe ich

schon oft erlebt.«

»Reiß dich mal zusammen.«

»Ist einfach gesagt. Kann ich dich über deine Handy-Nummer erreichen, sollte etwas passieren?«

»Jederzeit.«

»Gut, John, dann versuche ich, mein Bestes zu geben.« Die Stimme meines Vaters knickte etwas ab. »Jetzt bin ich schon so alt geworden, mein Junge, aber du hast es tatsächlich geschafft, mich zu beunruhigen.«

»Ich wollte es nicht. Auf der anderen Seite bin ich auch dafür, daß du Bescheid weißt.«

»Das versteht sich, John.«

»Gut, Vater, ich muß auch Schluß machen. Ich bin nicht zum Spaß nach Chartres gefahren. Ich werde Kontakt mit einem Mann aufnehmen, der mir vielleicht weiterhelfen kann. Wenn eben möglich, rufe ich dich im Laufe des Abends an.«

»Ja, das wäre nett. Bis später.«

»Und grüße Mutter von mir.«

»Mach ich.«

Ich schluckte. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß meine Stimme so versteckt geklungen hatte, und ich spürte den Schauder, wie er als Woge in meinem Körper hochstieg, meinen Kopf erreichte und dafür sorgte, daß mein Gesicht anfing zu glühen.

Als ich das Handy wegsteckte, spürte ich sogar einen leichten Schwindel. Auch der Blick zum Himmel gab mir keinen Trost. Er hatte sich fast völlig bezogen. Die Dunkelheit hatte weiter zugenommen, doch kein Stern und auch nicht der Mond gaben durch ihren Schein Hoffnung.

Hoffnungslos?

Ich mußte mich zusammenreißen, um nicht auch in diesen Zustand zu geraten.

Es hatte schon oft genug schlecht ausgesehen, aber mit einem derartig bedrückenden Gefühl hatte ich selten zu kämpfen gehabt.

Plötzlich konnte mich auch die unmittelbare Nähe der Kathedrale nicht mehr positiver stimmen. Sie gab mir keinen Trost. Wenn ich an ihrer Mauer in die Höhe schaute, so sah ich nur einen finsteren Schatten, in dem sich die Kräfte des Bösen konzentriert hatten.

Auch mich erfaßte dieser Schatten und sorgte bei mir für eine innerliche Kälte. Durch den offenen Mund holte ich tief Atem. Die Luft schmeckte irgendwie anders und war auch von einer besonderen Kälte durchdrungen. Sie verschwand nicht, als ich die schmale Tür des Seiteneingangs aufgezogen und das Bauwerk wieder betreten hatte, ich glitt hinein in das diffuse Licht aus Dämmer- und Kerzenschein. Die wenigen Flammen tanzten und warfen Schattenmuster auf die

Altäre.

Nicht weit von der Säule entfernt blieb ich stehen. Mein Blick schweifte durch das leere Gotteshaus. Leer war es tatsächlich. Ich entdeckte keinen Menschen, auch der Mönch, mit dem ich verabredet war, zeigte sich nicht.

War ich in eine Falle gelaufen? Hatte man mich vielleicht bewußt aus London weg und nach Chartres gelockt, um freie Bahn zu haben? Der Gedanke kam mir, aber ich wollte ihn nicht bis zum Ende durchführen, weil ich es mir einfach nicht vorstellen konnte. Der Anruf war schließlich von Abbé Bloch gekommen, und er würde mich nie reinlegen, nicht nach allem, was wir gemeinsam durchlebt und durchlitten hatten. Da brauchte ich nur daran zu denken, daß er das Augenlicht zurückerhalten hatte, weil ich auf den Dunklen Gral verzichtet hatte, der sich nun auf der Nebelinsel Avalon befand.

Wie lange sollte ich noch warten?

Eine Viertelstunde, eine halbe?

Irgendwo dazwischen mußte die Zeit liegen. Alles andere würde sich ergeben. Ich wollte auch etwas trinken, mich durchwärmen und vielleicht später wieder zurückkehren.

Ein Geräusch riß mich aus meinen Gedanken. Es klang beileibe nicht fremd, ich hätte es womöglich auch überhört, aber in dieser Umgebung schreckte es mich schon auf, weil ich einfach nicht damit gerechnet hatte.

Zudem hatte ich es in meinem Rücken gehört. Bevor ich mich umdrehte, dachte ich noch einmal daran, daß dort die Tür des Seiteneingangs lag, aber auch der Beichtstuhl, und ich erinnerte mich, daß er sich meiner Ansicht nach sogar als Versteck eignete.

Langsam drehte ich mich um. Dabei atmete ich tief ein, denn ich wußte, daß die Warterei jetzt ein Ende hatte. Es tat sich etwas, die Dinge würden vorangehen. Ich schaute auf den Beichtstuhl. Drinnen gab es eine Mitteltür. Sie war aufgestoßen worden und hatte das Geräusch verursacht. Und nun wurde sie langsam wieder zugedrückt.

Viel war von ihm nicht zu sehen, denn der größte Teil des Körpers war unter einer dunklen Kutte verborgen. Das Gesicht war nur zu ahnen, denn der Mann hatte die Kapuze bis in die Stirn gezogen.

Die Mitteltür des Beichtstuhls blieb offen, und der Mönch blieb davor stehen.

Obwohl die Spannung in mir wuchs, war mir zugleich ein Stein vom Herzen gefallen. Ich wußte jetzt, daß mein Freund, der Abbé, nicht gelogen hatte und ich tatsächlich erwartet wurde.

Der Mann in der Kutte bewegte sich. Seine Gestalt war dunkler als die Umgebung und hatte sich der ebenfalls dunklen Farbe des Beichtstuhls angeglichen.

Der Mönch hob seinen rechten Arm etwas an. Dabei rutschte der

Kuttenärmel zurück, und aus der Öffnung hervor rutschte eine bleiche Männerhand mit ringlosen Fingern.

Die Hand winkte mir zu.

Ich verstand das Zeichen.

Mit etwas weichen Knien und innerlich sehr gespannt ging ich auf die rechte Seite des Beichtstuhls zu…

***

Die beiden Männer in dem Opel Frontera waren einige Male um die Kathedrale herumgefahren. Während sich der Mann hinter dem Steuer auf das Fahren konzentrierte, schaute sich der andere die Umgebung an. Und das sehr genau. Er durchmaß sie wie ein Analytiker, der nach geringsten Spuren suchte, die ihm verdächtig vorkamen.

Bisher war alles glattgegangen, und keiner der Männer hatte das Gefühl, in eine Falle zu fahren.

Der Mann hinter dem Lenkrad hieß Armand. Er war vierzig und hatte in seinem Leben sicherlich ebenso viele Menschen erschossen, wie er Jahre zählte. Wenn nicht noch mehr, denn als Söldner hörte man irgendwann auf zu zählen. Sein Gesicht glich einem Faltenteppich. Zudem war es durch Pocken entstellt. Reste einer Allergie, die er sich in Südamerika geholt hatte.

Wie auch der Beifahrer trug Armand schwarze Kleidung. Nur daß er noch eine Mütze auf sein schütteres Haar gedrückt hatte. Sie war gestrickt und hätte auch einem Skifahrer gestanden.

Der zweite Mann hieß Ducru. Kein Söldner, aber trotzdem ein Killer. Einer, der international arbeitete, bei den Geheimdiensten ebenso bekannt war wie bei der Mord AG und immer dann beauftragt wurde, wenn es galt, heikle Aktionen durchzuziehen. Ducru hatte blondes Haar. Er trug es sehr kurz, und er war zehn Jahre jünger als Armand. Wenn er seine tödlichen Aufträge durchführte, geschah dies meist lautlos, denn er war der Killer, der sich gern auf einen Schalldämpfer verließ. Allerdings hatte er es auch gelernt, mit den Händen zu töten, denn darin war er ebenfalls ausgebildet. Sein Gesicht war wirklich in zwei Hälften unterteilt. In die untere, die weiche, schon fast feminine, und die obere mit der breiten Stirn und der kantigen Nase.

»Nichts«, sagte Armand. »Oder hast du etwas Verdächtiges gesehen?«

»Nein, abgesehen von dem Renault Megane.«

Der Fahrer hob die Schultern. »Ein geparkter Wagen, in dem niemand saß.«

»Stimmt.«

»Macht er dich trotzdem nervös?«

Ducru hob die Schultern, bevor er trocken lachte. »Was heißt nervös. In unserem Job ist man wie ein Tier, das erst seine Umgebung abschnürfein muß, bevor es sich an die Beute heranwagt.«

»Ich sehe den Job als leicht an.«
»Warum?«
»Hast du schon mal einen Mönch umgebracht? Kannst du dir vorstellen, daß sich ein Mönch wehrt? Daß er ausgebildet ist wie wir? Ich nicht, Ducru, deshalb sehe ich der Zukunft auch verdammt gelassen entgegen.«
»Ich bin da nicht so optimistisch.«
»Warum nicht?«
»Denk an die Shaolin-Mönche. An die Kung-Fu-Männer. Die können auch kämpfen.«
»Aber nicht hier, Ducru. Und Asien ist verdammt weit weg. Oder die Staaten.«
»Bon, du hast mich überzeugt, aber wir haben noch etwas Zeit, denke ich.«
»Du willst was trinken?«
»Erraten.«
»Wo?«
Ducru deutete mit dem Kinn nach vorn. »Fahr noch ein Stück und biege dann rechts ab. Da gibt es in einer Seitenstraße ein Bistro oder ein Café. Ich habe die Reklame leuchten sehen.«
»Das blaue Schild?«
»Gut beobachtet.«
Armand mußte lachen. »Was meinst du denn, wer neben dir sitzt, mein Junge?«
Ducru gab keine Antwort. Er leckte über seine weich geschwungenen Lippen, die gut zu einer Frau gepaßt hätten. In der Rechtskurve stemmte er die Beine gegen das Bodenbrett und schaute in die Gasse hinein, über deren rissiges Pflaster der Schein der Autolichter huschte.
In den zumeist drei- oder vierstöckigen Häusern lebten Menschen, aber es gab auch in den unteren Bereichen Geschäfte, die zu dieser Zeit leer oder geschlossen waren. Erst wenn der Strom der Touristen nach Chartres drängte, würden sie wieder öffnen und die Neugierigen mit Andenkenkitsch überschütten.
Das Reklameschild leuchtete ungefähr auf der Hälfte der schmalen Straße. Das Bistro hieß »Chez nous«, war nicht sehr breit, aber tief.
Die beiden Männer sahen es im Vorbeifahren, denn erst ein Stück weiter konnten sie den Wagen abstellen. Sie stiegen aus.
Viele Gäste brauchte die etwa dreißigjährige Frau nicht zu bedienen. Nur an zwei Tischen saßen Gäste, zwei Paare, die miteinander redeten, wobei ein Paar sogar geschäftliche Unterlagen durchschaute. An den Wänden hingen die Bilder der Kathedrale, wie sie früher ausgesehen hatte. An den Fotos hatte sich der Gilb bereits festgefressen.
Der Boden bestand aus Holz, ebenso wie die runden Tische und

Stühle mit ihren zu einer Harfe gebogenen Lehnen.

Die Wirtin stand hinter einer zischenden Espresso-Maschine. Sie schaute zur Tür, als die beiden Männer eintraten, und sie wußte selbst nicht, weshalb plötzlich ein Schauer über ihren Körper rann.

Es mochte an den zwei Gestalten liegen, denn sie strömten etwas aus, das ihr nicht gefallen konnte.

War es Gewalt? War es eine Kälte, die anders war als die draußen?

Sie konnte es nicht sagen, wollte auch nicht auffallen und kümmerte sich um die Maschine.

Armand und Ducru hatten sich auf zwei Stühlen niedergelassen und hörten, wie das Holz leise knarzte. Auf der runden Tischplatte lag eine ebenfalls runde Decke, die schon einige Kaffeeflecken aufwies. Die beiden saßen mit dem Rücken zur Wand. Die Tür konnten sie gut im Blick behalten und ebenfalls die Theke an ihrer rechten Seite.

Die Wirtin bediente erst, dann kam sie zu den Killern. »Bon Soir, was darf es sein?«

»Kaffee«, sagte Armand, »viel, stark und schwarz. Haben Sie auch Kannen?«

»Ja.«

»Dann bringen Sie eine.«

Die Wirtin war froh, aus dem Dunstkreis der beiden Gäste zu gelangen. Unter dem dunkelroten Pullover spürte sie den kalten Schauer auf der Haut, der einfach nicht weichen wollte.

Der Kaffee kam aus dem Automaten. Die Frau nahm eine der alten Porzellankannen und ließ sie vollaufen. Sie zuckte zusammen, als der jüngere der beiden Gäste sie vom Tisch her ansprach. »Bringen Sie noch zwei Cognac mit.«

»Gern.« Die Hände der Frau zitterten, als sie das Bestellte einschenkte. Es wurde etwas mehr, aber das war ihr auch egal. Sie wollte die beiden sowieso so rasch wie möglich loswerden. Wenig später servierte sie das Bestellte, vermied es aber, die Männer anzuschauen, und sie atmete erst durch, als sie ihren Platz hinter der Theke eingenommen hatte.

Armand und Dueru tranken. Sie taten nichts weiter. Sie unterhielten sich auch nicht, bis Ducru auf die Uhr schaute. »Es ist noch eine Minute, und man hat uns gesagt, daß man uns finden würde.«

Armand blieb gelassen. »Ja, noch haben wir Zeit.«

»Und wenn er sich nicht meldet?«

»Geben wir ihm noch fünf Minuten und verschwinden dann. Das Geld haben wir schließlich.«

»Sogar in Dollar.« Ducru ließ den Sekundenzeiger seiner Uhr nicht aus den Augen. Dieser Auftrag war mehr als geheimnisvoll. Beide wußten nur, daß sie einen Mönch töten sollten, aber sie hatten noch nicht erfahren, wo es geschehen sollte.

Beide konnten sich vorstellen, daß es an einem exponierten Ort geschehen sollte, und da kam sogar die Kathedrale in Frage. Armand oder Ducru jedenfalls störte es nicht.

»Noch sieben Sekunden.«

Armand nickte nur.

»Jetzt noch drei.«

»Sei doch nicht nervös.«

»Das bin ich gar nicht«, sagte Ducru.

»Aber ich möchte auch nicht so gern hingehalten werden.«

»Das kann ich ver…«

Ein Telefon schrillte. Es schrillte tatsächlich noch, und es stand hinter der Theke im Regal mit den Flaschen. Selbst die blonde Wirtin schrak zusammen, als sie das Geräusch hörte. Für einen Moment erstarrte sie, dann drehte sie sich um, hob ab, lauschte, nickte und schaute sich dabei um.

Armand hatte sich bereits erhoben.

»Es ist wohl für Sie.«

»Ich weiß«, sagte er beim Näherkommen. Hinter der Theke nahm er der Frau den Hörer aus der Hand und meldete sich mit einem leisen »Ja…«

»Sehr gut, Sie sind da.« Die Stimme klang seltsam. Ziemlich hell, aber nicht weiblich, aber auch nicht direkt männlich. Als wäre der Sprecher oder die Sprecherin ein Zwitterwesen.

»Auf uns ist Verlaß«, erklärte Armand.

»Das weiß ich ja. Deshalb habe ich mich auch für euch entschieden. Hören Sie zu. Sie können jetzt in die Kathedrale hineingehen und die Aufgabe erledigen. Wahrscheinlich finden Sie ihn im Beichtstuhl, wo er sich mit einem anderen Mann unterhält.« Der Anrufer beschrieb den Ort genau.

»Was ist mit dem anderen?«

»Erledigen Sie ihn ebenfalls.«

»Das war nicht abgemacht.«

»Für das Geld kann ich es verlangen. Außerdem muß es nicht bei diesem einen Job bleiben.«

»Das stimmt allerdings. Eine Frage noch.«

»Ja, aber schnell!« blaffte die Stimme.

»Woher wußten Sie, daß wir in diesem Bistro sind?«

»Ich habe Augen im Kopf.«

»Ah ja.«

»Viel Glück.«

Mehr sagte der Anrufer nicht. Er legte auf.

Armand bezahlte die Rechnung und ging wieder zurück zu seinem Platz, wo er sich noch einmal hinsetzte.

»Was war?« fragte Ducru.

»Wir müssen in die Kathedrale. Der Mönch sitzt in einem Beichtstuhl – zusammen mit einem anderen, den wir auch umlegen sollen.«

Ducrus Augen bekamen einen noch härteren Glanz. »War das abgemacht?«

»Nein, aber wir werden es tun.«

»Warum?«

»Es geht um Folgeaufträge.«

»Das glaubst du?«

Armand griff nach seinem Glas. Er kippte den Rest in die Kehle und nickte. »Ja, das glaube ich.«

»Ich nicht.«

»Dein Problem. Aber wir werden ihn erledigen.«

Daß die Kanne noch bis zur Hälfte gefüllt war, störte die beiden Männer nicht. Sie standen auf und verließen das Bistro grußlos.

Der Wirtin fiel ein Stein vom Herzen. Als die beiden aus dem Lokal gingen, da hatte sie das Gefühl, als wäre sie dem Tod soeben noch entkommen…

***

Horace F. Sinclair hatte die Stirn gerunzelt. Er war allein, und es würde noch dauern, bis seine Frau vom Kaffeeklatsch zurückkehrte, der sich zumeist bis in den Abend hineinzog, weil Frauen nie genug bekamen, und es war auch gut so, wenn er noch für eine Weile allein blieb.

Er saß in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch und schaute auf die grüne Unterlage aus Leder, die in die Holzplatte eingearbeitet worden war.

Er hatte dort einige Papiere verteilt, um deren Inhalt er sich als Jurist gekümmert hatte, aber jetzt war das Thema Straßenausbau uninteressant geworden, denn der Anruf seines Sohnes hatte ihn nicht nur beunruhigt, er war auch wie der Ruf einer Fanfare in die Stille des Zimmers hineingeplatzt und hatte dafür gesorgt, daß Horace F.

Sinclair ins Grübeln geraten war.

Das sah er sogar seinem eigenen Gesicht an, das sich in der Scheibe des Fensters spiegelte, vor dem der Schreibtisch stand. Er sah nicht gut aus. Er war in den letzten Minuten ziemlich gealtert, und das hing mit dem Anruf zusammen.

Es lag noch nicht lange zurück, als er den ersten Kontakt mit dieser Donata gehabt hatte. Aber nicht nur er, auch seine Frau. Sie war zu ihnen gekommen und hatte sie vor dem nahen Tod gewarnt und gleichzeitig vor dem Fluch, der über dem Namen Sinclair lag.

Vor einigen Wochen hatten seine Frau und er die Warnungen auch als ernst eingestuft und ebenfalls mit ihrem Sohn darüber gesprochen, aber es war auch Zeit vergangen und das bedeutete so etwas wie

Vergessen.
Nun nicht mehr.

Johns Anruf hatte ihn alarmiert, und auf dem Körper des pensionierten Anwalts hatte sich eine Gänsehaut ausgebreitet, die einfach nicht weichen wollte.

Sinclair sah immer schlechter, erkannte sein Gesicht nur mehr verschwommen.

Er bekam Angst.

Seine Hände zitterten. Der Schweiß brach ihm aus. Er wußte, daß John nicht so zum Spaß angerufen hatte. Er hatte die zweite Warnung erhalten, aber er befand sich nicht mal in London, sondern in Frankreich.

Wenn es hart auf hart kam, würde er so leicht nicht einschreiten können.

Also waren Horace F. Sinclair und seine Frau auf sich allein gestellt.

Der Druck in seinem Innern nahm zu. Der Magen wurde schwer.

Horace F. Sinclair spürte die Hitze und auch die Kälte, und er steckte in einer Zwickmühle der Gefühle.

Manchmal überkam ihn der Drang, einfach zu verschwinden, dann wieder sagte er sich, daß es keinen Sinn hatte, und so blieb er lieber auf seinem Platz sitzen.

Das Gesicht hatte er hinter seinen Händen versteckt. Die Wärme im Zimmer spürte er doppelt so stark wie sonst, und auch das Ticken der Uhr kam ihm lauter vor.

Er ließ die Hände wieder sinken. Das Licht der Schreibtischleuchte wurde durch den gelben Schirm aus Pergament ziemlich gedämpft, so daß es ihn nicht blendete. Dennoch kam ihm das Licht jetzt heller vor als gewöhnlich; es schmerzte in seinen Augen.

»Ich bin hilflos«, gab er sich selbst gegenüber zu. »Ich bin so verdammt hilflos…«

Selten hatte jemand den kantigen Mann in einer derartigen Verfassung erlebt. Als er aufstand, zitterte er sogar.

Mit kleinen Schritten ging er auf einen Schrank zu, wo die edlen Getränke verborgen waren. Er schob eine Tür auf und konnte unter mehreren Whiskysorten der Spitzenklasse wählen.

Horace F. Sinclair nahm die erstbeste Flasche hervor, ein Glas außerdem, goß sich einen doppelten Schluck ein und nahm die Flasche ebenfalls mit zum Schreibtisch, wo er sie abstellte.

Er setzte sich wieder hin und schaute in das Glas hinein, das er zwischen den Händen hielt. »Wenn ich nur wüßte, ob es wirklich um unser Leben geht«, flüsterte der einsame Mann. Dann hatte er sich entschlossen, setzte das Glas an und trank einen ersten Schluck.

Er genoß ihn nicht wie sonst. Er trank den Whisky, es hätte auch Gin sein können, das wäre ihm nicht aufgefallen. Er wunderte sich nur

darüber, daß das Glas so schnell leer war. Er stellte es zur Seite, ohne sich noch einen Drink einzuschenken.

Dann blickte er wieder gegen die Scheibe, betrachtete sein eigenes Gesicht, aber zugleich mit diesem Anblick stiegen wieder die Erinnerungen in ihm hoch, denn er dachte daran, wie es zur ersten Begegnung mit der Seherin Donata oder deren Geist gekommen war.

Da hatten er und Mary in der Küche gesessen. Draußen war der Nebel in dünnen Schleiern am Haus vorbeigezogen, und in diesem Nebel war plötzlich eine Gestalt erschienen, die beide zunächst für ein Trugbild gehalten hatten.

Das aber war es nicht gewesen, denn es war der Gestalt gelungen, sich durch die Hauswand zu schieben und zu ihnen zu kommen.

Dort hatten sie zum erstenmal über die Fortführung des Sinclair-Fluchs etwas erfahren und auch von ihrem baldigen Ableben gehört.

Eine Warnung vor dem Tod…

Horace F. Sinclair schüttelte sich, als er daran dachte. Er war damals geschockt gewesen, hatte es auch nicht auf die leichte Schulter genommen, doch nun war die Warnung wie ein Bumerang zurückgekehrt, und sein eigener Sohn hatte sie ausgesprochen.

Im Prinzip war Sinclair froh darüber. Er ärgerte sich nur, daß John so wenig Konkretes berichtet hatte. Den Grund kannte er nicht. Horace mußte seinem Sohn abnehmen, daß er selbst nicht viel wußte.

Oder er hatte ihm nicht mehr gesagt, weil er ihn nicht beunruhigen wollte.

Wie er es auch drehte und wendete, er gelangte zu keinem Ergebnis, aber in ihm blieb die Unruhe zurück, verbunden mit einer nicht zu unterdrückenden Neugierde.

Sein Sohn hielt sich in Chartres auf. Sehr weit entfernt. Auch London lag nicht nahe, aber Horace F. Sinclair wollte doch mehr erfahren, und das konnte er sicherlich von Suko. Beide arbeiteten schließlich eng zusammen, was man von John und Bill Conolly nicht behaupten konnte. Zwar waren sie befreundet, aber nicht beruflich zusammen. Suko würde besser Bescheid wissen.

Es fiel Horace nicht leicht, die Privatnummer des Inspektors zu wählen. Sinclair hatte dabei das Gefühl, seinen Sohn zu hintergehen, aber hier ging es um sein Leben und das seiner Ehefrau.

Der Ruf ging durch, die Leitung war frei, und der alte Mann atmete zunächst einmal auf. Er hatte damit gerechnet, daß Suko abheben würde, aber es war Shao, die sich meldete und einen überraschten Laut abgab, als sie die Stimme des Anrufers hörte.

»Oh, Mr. Sinclair. Das ist aber eine Überraschung. Möchten Sie Ihren Sohn sprechen?«

»Im Prinzip schon, aber ich weiß ja, daß er nicht da ist. Kann ich Suko haben.«

Shao lachte hell auf. »Sicher, sofort. Er steht sogar neben mir. Und grüßen Sie bitte Mrs. Sinclair.«

»Mache ich gern, Shao, danke.«

»Ja, hier bin ich. Guten Abend, Mr. Sinclair. Was kann ich für Sie tun?«

Horace F. überlegte einen Moment. »Es geht natürlich auch um mich«, gab er zu, »aber ebenfalls um meinen Sohn.«

»Der ist nicht da.«

»Ich weiß, er ist in Chartres.«

»Wo bitte?«

Horace F. Sinclair stockte. Er hatte den überraschten Tonfall des Inspektors sehr wohl vernommen. Er mußte sich räuspern, um weitersprechen zu können. »Ja, er ist wirklich dort. Chartres liegt ja in Frankreich und…«

»Das weiß ich, Mr. Sinclair, aber ich habe nicht gewußt, wo er sich aufhält.«

»Nein…?«

»Das schwöre ich.«

»Seltsam, Suko. Was hat man Ihnen denn gesagt?«

»Sehr wenig, Mr. Sinclair. Ich habe kurz mit Sir James gesprochen, aber jetzt, wo Sie mich anrufen, fällt mir ein, daß er sich verdammt mariniert ausgedrückt hat.«

»Wieso?«

»Nun ja«, auch Suko suchte nach den richtigen Worten. »So hat er mir erzählt, daß John in einer von ihm unterstützten privaten Mission unterwegs sei. Und jetzt erfahre ich von Ihnen, daß er sich in Chartres aufhält. Was, zum Henker, macht er dort?«

»Ich weiß es nicht genau, Suko. Es muß mit uns zusammenhängen, glaube ich.«

»Was heißt das?«

»Mit dem Namen Sinclair.«

Suko hatte sofort begriffen. Leise fragte er: »Oder soll ich besser sagen mit dem Fluch der Sinclairs?«

Horace F. seufzte. »Ja«, gab er zu, »das wäre vielleicht besser. Der Fluch der Sinclairs…«

»Und weiter?«

»Nichts weiter«, erklärte er. »John steht dort auch ziemlich planlos, wenn ich das mal so sagen darf. Aber er hat mich angerufen, weil ihm jemand in der Kathedrale von Chartres begegnet ist, den auch Sie kennen.«

»Wer denn?«

Sinclair mußte erst Luft holen. In der Scheibe sah er sich wieder.

Verschwommen! »Es war diese Gestalt, die auch bei uns gewesen ist. Der Geist einer Frau – Donata.«

»Ja«, sagte Suko sofort. »Die kenne ich noch zu gut. Ich habe sie selbst erlebt.« Er räusperte sich. »Und ausgerechnet Donata ist John in der Kathedrale erschienen? Was wollte sie denn?«

Horace F. räusperte sich. »Das ist ihm und auch mir nicht genau klargeworden. Jedenfalls muß sie ihn noch einmal an den Fluch der Sinclairs erinnert haben und daran, daß der Tod bereits seine Klauen nach uns ausgestreckt hält, im übertragenen Sinne natürlich.«

Suko schwieg. Horace F. Sinclair wartete. Er konnte sich vorstellen, daß der Inspektor schwer an dieser Nachricht zu knacken hatte, und dann vernahm er die geflüsterte Frage: »Warum hat John mir nichts gesagt?«

»Ich weiß es nicht. Aber jetzt sind Sie informiert, Suko. Vielleicht sollten Sie noch einmal bei Ihrem Chef nachfragen. Das ist informativer.«

»Und Ihnen hat er sonst nichts gesagt?«

»Nein, Suko. Ich bin leider nicht eingeweiht worden. Er hat mir nur geraten, achtzugeben, und er hat eben von der Gefahr gesprochen, die der Name Sinclair wohl anzieht. Vielleicht ist es eine uralte Rache. Oder noch mehr. Aber da möchte ich mich mit Spekulationen zurückhalten.«

»Tun Sie das, Mr. Sinclair. Ich finde es allerdings gut, daß Sie angerufen haben.«

»Ich mußte mich irgendwie vergewissern.«

»Können wir etwas für Sie tun?« fragte Suko. »Fühlen Sie sich möglicherweise bedroht?«

»Nein, Suko, das nicht. Es ist sehr nett von Ihnen, aber mir geht es den Umständen entsprechend. Es hat auch keinen Sinn, das Haus jetzt auf einen vagen Verdacht zu verlassen. Wer mich finden will, der findet mich auch, und meine Frau schließe ich damit ein.«

»Geben Sie nur auf sich acht«, flüsterte Suko besorgt. »Wenn irgend etwas ist, rufen Sie bitte sofort an, damit wir von hier aus Hilfsaktionen in die Wege leiten können.«

»Das werde ich machen, keine Sorge, Suko. Und danke, daß Sie mir zugehört haben.«

»Das war doch selbstverständlich.«

Der Hörer sank zurück auf den Apparat, den Horace F. Sinclair anschaute, ohne ihn direkt zu sehen. Es war ihm kaum möglich, seine Gedanken zu ordnen. Zuviel bewegte sich in seinem Kopf. Die Gedanken schufen Bilder, die allerdings so schnell wieder verschwanden, als daß er sie hätte in Erinnerung behalten können.

Er hatte viel Hoffnung in den Anruf gesetzt, aber weitergekommen war er damit nicht. Und Suko war nicht informiert, was Johns Mission anging. Horace glaubte dem Inspektor, denn es ging hier um die Sinclairs.

Nur konnte er nicht verstehen, daß John ein so großer Dickkopf gewesen war und auf die Hilfe seines Freundes verzichtet hatte. Da mußten schon zwingende Gründe vorliegen.

Horace drückte sich auf seinem Sessel zurück. Im Mund spürte er noch den Geschmack des Whiskys. Die Uhr tickte wie immer, ansonsten war es still im Raum, und auch das kannte er.

Eine Stille, wie er sie liebte oder besser gesagt, wie er sie geliebt hatte. Heute nicht. Nein, nicht an diesem Abend. Da empfand er sie als bedrückend und beängstigend, und der Druck und die Angst nahmen immer mehr zu.

Horace F. Sinclair überlegte, was er seiner Frau erzählen sollte, wenn sie zurückkehrte. Er mußte ihr einfach etwas sagen, denn sie würde ihm ansehen, daß etwas vorgefallen war.

Wieder schaute er gegen die Scheibe. Das Fenster war recht groß, man konnte den ganzen Garten überblicken.

In der Dunkelheit, die die Dämmerung mittlerweile abgelöst hatte, war von einem Garten allerdings nicht viel zu sehen, denn alles war von den finsteren Schatten überlagert. Sinclair hatte noch nicht die Außenleuchten eingeschaltet, nur die Lampe über der Haustür gab ihr Licht ab.

Im Garten hielt sich um diese Zeit niemand auf. Hätte sich niemand aufhalten sollen, aber die Bewegung hinter der Scheibe bildete sich der Mann nicht ein.

Sie war da.

Es kam jemand!

Sinclair umkrampfte mit beiden Händen die Lehnen seines Sessels.

Das Herz schlug schneller, noch schneller. Er spürte die Echos in seinem Kopf, als er auf die Scheibe starrte, auch hindurchsah und feststellte, daß sich jemand dem Haus näherte.

Er ging nicht, denn es fehlten ihm die eben gehtypischen Bewegungen.

Schwebte die Gestalt?

Ja, sie schwebte heran, sie erreichte die Scheibe, aber es war kein Laut zu hören, als sie das Hindernis überwand. Da knirschte und splitterte kein Glas, die Gestalt schaffte es, das Hindernis lautlos hinter sich zu lassen.

Oder war sie mit dem Fenster verschmolzen?

Horace F. Sinclair wußte es nicht. Aber er kannte die Person. Vor kurzem noch war sie bei seinem Sohn John gewesen, nun stattete Donata ihm einen Besuch ab.

Er hatte sie schon einmal zusammen mit seiner Frau erlebt. Das war vor einigen Wochen gewesen. Etwas allerdings war anders geworden.

Donata weinte…

***

»Verstehst du das?« fragte Suko seine Partnerin und starrte Shao an.

»Nein.«

»Ich auch nicht, aber ich möchte zu gern wissen, was dahintersteckt. Warum sind wir nicht informiert worden? Warum hat man uns nichts gesagt? Verflucht!«

Shao winkte mit beiden Händen ab. »Reg dich nicht auf – und frag vor allen Dingen nicht mich. Ich weiß auch nicht mehr als du. Wende dich einfach an Sir James.«

Suko hatte gut zugehört. Dabei zog er ein Gesicht wie jemand, der unentschlossen ist.

Shao ärgerte das. »Was ist?« fuhr sie ihn an. »Traust du dich nicht? Soll ich das Telefonat für dich übernehmen?«

»Nein, nein«, wehrte Suko ab. »Ich denke nur über das Gespräch nach. Und ich befürchte, daß noch einiges auf uns zukommt.«

Shao hatte ihren motzigen Tag. Ihr gefiel Sukos Antwort nicht.

»Sei doch nicht so allgemein!« beschwerte sie sich. »Was befürchtest du überhaupt?«

Er winkte ab. »Ich kann es dir nicht sagen, Shao. Das sind Dinge, die mir durch den Kopf schießen und nicht eben positiv enden.« Er hob das tragbare Telefon von der Ladestation und wog es in der Hand, während er durch das Wohnzimmer wanderte. Neben einem der Rattanstühle mit dem bunten Bezug darauf blieb er stehen. »Daß diese Donata erschienen ist, das bereitet mir Sorgen. Schon einmal hat sie sich Johns Eltern gezeigt, und dabei wäre es fast zu einer Katastrophe gekommen. Du erinnerst dich sicherlich daran…«

»Ja, schon, das hast du mir erzählt.«

»Und jetzt ist sie wieder da«, murmelte Suko. Er schaute ins Leere.

Beim Sprechen senkte er seine Stimme. »Ich denke nicht, daß dies ein gutes Omen ist.«

Allmählich setzte sich auch bei Shao das ungute Gefühl durch.

»Das hört sich an, als würdest du Schlimmes befürchten.«

»Muß man das nicht?«

»Das weiß ich nicht. Für mich steht fest, daß wir zuwenig wissen. Es kann sich aber ändern, wenn du deinen Chef anrufst.«

Das tat Suko noch nicht. Seine Gedanken kreisten nach wie vor um Donata. Er kam wieder darauf zu sprechen. »Man nennt sie nicht grundlos die Schatten- oder die Totenfrau. Wenn sie erscheint, ist das ein schlimmes Zeichen. Sie ist eine Vorbotin des Todes. Einmal haben die beiden Sinclairs Glück gehabt. Damals, als es um den Fluch ging…«

»Da war diese Donata nicht mit dabei!« erklärte Shao.

»Ja, das stimmt. Nun ist sie erschienen und hat John gewarnt. Ich habe sie ja erlebt. Einige Wochen liegt das nur zurück. Das war im November oder im Oktober. Ich hatte zwar weniger mit ihr zu tun,

John aber dafür um so mehr, ebenso seine Eltern. Da hat die Totenfrau bereits eine Vorwarnung ausgesprochen.«

»Rechnest du damit, daß die Prophezeiung eintreten wird?«

»Leider.«

»Also der Tod der Eltern.«

Suko sprach es nicht aus. Er wollte sich die Antwort sparen, aber seine Blicke sprachen Bände. Shao merkte, daß er sehr wohl damit rechnete. Sie wollte nicht noch mehr Öl ins Feuer kippen und hielt deshalb den Mund.

Suko setzte sich auf den Stuhl. Er hatte Sir James im Club anrufen wollen, und das tat er jetzt. Gewisse Telefonnummern hatte er im Kopf. Es war auch nicht besetzt, der Ruf ging durch, und es hob jemand ab.

Suko ließ den Angestellten mit der nasalen Stimme erst ausreden, dann sprach er seinen Wunsch aus.

»Sir James möchten Sie sprechen, Mister? Ich weiß nicht, die Gentlemen sitzen beim Dinner zusammen und…«

»Es ist wichtig.«

Der Knabe räusperte sich. »Sie wissen sicherlich, daß wir hier ein Club sind und…«

»Hören Sie!« Suko unterbrach ihn. Selbst er verlor jetzt die Geduld. »Ich bin Inspektor bei Scotland Yard, und jetzt holen Sie mir meinen Chef! Sie können sich bestimmt vorstellen, daß ich nicht zum Spaß anrufe. Ist Ihnen das klar?«

»Sicher.«

»Ich warte.« Suko verdrehte die Augen, als er Shao anschaute.

»Das ist da vielleicht ein blasiertes Volk. Furchtbar, kann ich da nur sagen.« Er schüttelte den Kopf.

Lange brauchte Suko nicht zu warten. Sir James war sicherlich nicht erst geholt worden, man hatte ihm ein Handy gereicht. Als er sich meldete, hörte Suko im Hintergrund das Klappern irgendwelcher Bestecke. Das Geräusch allerdings nahm ab, je weiter sich der Träger des Telefons davon entfernte.

»So, Suko, jetzt können Sie reden.«

»Erst mal guten Abend, Sir. Verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe, aber ich denke, es ist wichtig.«

»Vergessen Sie es. Um was geht es?«

»Um die Sinclairs.«

Pause. Suko konnte sich vorstellen, daß sein Chef große und rote Ohren bekam. Mit etwas gedehnt klingender Stimme stellte er die nächste Frage: »Hörte ich richtig, Suko? Haben Sie von den Sinclairs gesprochen? Also im Plural?«

»Stimmt.«

»Nennen Sie mir den Grund.«

Den hatte ihm Suko in kurzer Zeit erklärt, und Sir James gab zunächst keine Antwort. Schließlich meinte er jetzt sprach er mit leiserer Stimme: »Eigentlich ist dieser Fall einer, der nur John Sinclair angeht, wobei ich nur am Rande fungiere, aber eingeweiht bin, denn John konnte ja nicht einfach so verschwinden. – Er hat also seinen Vater von Chartres aus angerufen?«

»Das hat er, Sir.«

»Dorthin mußte er. Abbé Bloch rief ihn an. Ich will die Dinge nicht dramatisieren und von einem Geheimauftrag sprechen, aber in diese Richtung läuft es möglicherweise. Ich werde Ihnen jetzt sagen, was ich weiß, Suko, und das ist herzlich wenig. John ist in diese Stadt bestellt worden, weil er in der dortigen Kathedrale jemanden treffen soll. Einen Mann, einen Mönch, glaube ich. Angeblich soll John dort etwas über den Verbleib eines großen Geheimnisses erfahren, das zu den größten der Welt zählt. Was es konkret ist, darüber hat sich der Abbé nicht ausgelassen. Es gibt also Raum für Spekulationen.«

»Was denken Sie denn, Sir?«

»Fragen Sie lieber, was John gedacht hat.« Sir James lachte leise.

»Auch nicht viel. Er hat es hingenommen.«

Das wollte Suko nicht glauben. »Ohne einen Verdacht gehabt oder geäußert zu haben?«

»Nun ja, den gab es schon. Aber er ist vage, sehr vage…«

»Schon einmal haben wir uns für die Kathedrale interessieren müssen, Sir.«

»Richtig. Daran haben John und ich auch gedacht, und so wurde die Spekulation etwas konkreter.«

»Die Bundeslade?« Sukos Stimme hatte bei dieser Frage leicht gezittert, denn er wußte selbst sehr gut, was hinter dieser Frage steckte.

Sir James räusperte sich. So hatte er sich selbst Zeit zum Nachdenken gegeben. »Darauf läuft es möglicherweise hinaus, wenn ich mich nicht irre.«

Der Inspektor schwieg. Shao, die sich dicht neben ihn gestellt und zugehört hatte, war sichtlich bleich geworden in Anbetracht dieser Information. »Ich hatte es mir gedacht, Sir«, gab Suko zu. »Ja, ich hatte es mir schon gedacht.«

»John muß irgendwie unmittelbar betroffen sein«, gab der Superintendent zu. »Einen Zusammenhang allerdings sehe ich nicht.«

»Es kann mit seinen Wiedergeburten zusammenhängen.«

»Ist auch möglich«, gab Sir James zu. »Jedenfalls kam der Hinweis aus Frankreich.«

Suko dachte einen Moment nach. »Wieso gerade von unserem Freund, dem Abbé? Hat er mehr gewußt? Verfügt er über Informationen, an die wir nicht herankommen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Das hat auch John nicht gewußt, und er hat auch nicht danach gefragt, sondern sich voll und ganz auf die Informationen des Abbés verlassen, die wohl so falsch nicht gewesen sind, denke ich mir.«

»Das stimmt, Sir. Wenn ich so darüber nachdenke, dann kann ich mir vorstellen, daß die Templer und die Bundeslade in einem gewissen Zusammenhang stehen.«

»Möglich.«

»Und John soll Licht in das Dunkel bringen. Warum? Weshalb so plötzlich? Warum auf einmal?«

»Danach habe ich ihn nicht gefragt. Er hätte mir auch keine Antwort geben können. Sie können sich vorstellen, Suko, daß ich nicht gerade beruhigt bin. Jetzt schon gar nicht, wo der Fall bereits anfängt, Kreise zu ziehen. John hat die Totenfrau gesehen und ihr Erscheinen sofort mit seinem oder dem Schicksal seiner Familie verknüpft. Das kann richtig sein. Ob es allerdings zutrifft, müssen wir noch dahingestellt sein lassen.«

»Jedenfalls hat es eine Wendung gegeben, Sir, mit der auch John nicht hatte rechnen können.«

»Eben.«

»Dann gehe ich davon aus, daß möglicherweise noch andere Kreise am Auffinden oder Nichtauffinden der Lade interessiert sind. Immer vorausgesetzt, es geht auch darum.«

»So weit möchte ich nicht spekulieren, aber wir werden wachsam sein.«

»Sollen wir eingreifen, Sir?«

»Um Himmels willen, nein! Machen Sie sich bitte nicht unglücklich, Suko. Wir halten uns zurück. Es wäre auch nicht in Johns Sinne. Zudem hat der Abbé darum gebeten, daß dieser Fall keine großen Kreise zieht. Es geht einzig und allein John Sinclair an.«

»Noch, Sir.«

Der Superintendent lachte. »Ich weiß, was Sie denken, Suko, ich kenne Sie ja. Aber wir sollten uns schon zurückhalten, finde ich. Man kann viel zerstören.«

»Ja, das schon.« Suko trommelte mit den Fingerknöcheln auf die Tischplatte. »Aber ich mache mir Sorgen um Johns Eltern. Das Erscheinen der Totenfrau ist besorgniserregend. Einmal sind die beiden davongekommen. Ob es ihnen ein zweites Mal gelingen wird, weiß ich nicht. Sie ist eine Warnerin. Sie hat die beiden vor dem Fluch der Sinclairs gewarnt und auch vor dem Ende. Ich kann mir deshalb vorstellen, daß der Fluch der Sinclairs mit Johns Eintreffen in Chartres zu tun hat. Zwei Ereignisse geschehen parallel, und auch John denkt ebenso wie ich. Hätte er sonst seinen Vater angerufen?«

»Richtig.«

»Eben, Sir. Wir sollten achtgeben.«
»Wollen Sie nach Lauder?«
Suko lachte leise. »Mit dem Gedanken habe ich schon gespielt. Und wenn ich dort oben so etwas wie eine Schutzfunktion einnehme. Das aber müßte man morgen früh entscheiden, finde ich.«
»Der Meinung bin ich auch. Außerdem würden Sie den größten Teil der Strecke fliegen. Das ist heute abend nicht mehr möglich. Man muß auch das Wetter in Betracht ziehen und so weiter. Jedenfalls bleiben wir zunächst hier.«
»Würde ein Kontakt mit dem Abbé etwas bringen?« Suko wollte einfach nicht locker lassen.
»Das weiß ich nicht. Eher nein. Er hat um Vertrauen gebeten und würde sicherlich enttäuscht sein, wenn sich die Dinge anders entwickeln. Warten wir.«
»Gut, Sir.«
Das Gespräch zwischen den beiden Männern war beendet. Suko blieb am Tisch stehen. Er wog den Apparat unschlüssig in der rechten Hand. Shao legte ihm die Rechte auf die Schulter. »Wenn ich dich so anschaue, dann sehe ich, daß du auf keinen Fall zufrieden bist.«
»Das stimmt.«
»Kann ich mir denken.«
Suko legte das Telefon auf den Tisch. »Irgend etwas braut sich zusammen, Shao«, murmelte er. »Es schleicht sich heran, und ich habe das Gefühl, daß es unheimlicher, gefährlicher und auch phantastischer ist als alles, was wir bisher durchgemacht haben.«
»Große Worte.«
Er lächelte schief. »Ich weiß, die bist du von mir nicht gewohnt, aber ich habe dir gesagt, was ich fühle. Das läuft alles auf ein Inferno hinaus…«

***

Donata weinte tatsächlich!
Horace F. Sinclair wollte es nicht glauben. Er hockte unbeweglich auf seinem Platz und starrte die Erscheinung an, die zwar eine solche war, aber zugleich so real wirkte, daß der Unterschied kaum noch auszumachen war.
Die Tränen rannen wir Perlen an der Schnur über das entstellte Gesicht, und der Mann fragte sich, welchen Grund Donata hatte, hier als weinende Totenfrau zu erscheinen.
Totenfrau!
Das war es.
Ja, das genau konnte der Grund sein. Sie war die Schatten- oder Totenfrau. Sie brachte das Ende, sie war auch zugleich eine Warnerin, aber diese Warnung lag bereits einige Zeit zurück, und Sinclair konnte

sich vorstellen, daß sich die schreckliche Prophezeiung über den Tod oder den Fluch der Sinclairs erfüllen konnte.

Plötzlich raste die Angst vor der Zukunft in ihm hoch. Das Gefühl war ungemein stark. Es hatte sich in eine Hitzewelle verwandelt, die sein Herz umklammerte und dann hoch bis in seinen Kopf raste. Er schwitzte plötzlich, und da traf der Begriff Angstschweiß zu.

Donata weinte noch immer. Sie traf auch keine Anstalten, die Tränen abzutrocknen. Sie stand einfach nur da, schaute Sinclair an, als wollte sie ihn noch einmal sehen, bevor der ältere Mann sein Leben endgültig verlor.

Sinclair lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge. Er setzte auch ein paarmal an, um sie zu stellen, aber es blieb beim Versuch. Nur ein dünnes Krächzen drang aus seinem Mund. Zu mehr war er einfach nicht fähig.

Noch immer war nichts passiert. Horace F. sagte sich, daß er eine Chance hatte, er mußte nur seinen eigenen Zustand überwinden.

»Bitte«, sagte er leise und nach einem wiederholten Versuch.

»Kann ich mit dir reden, Donata?« Er wußte, daß er es konnte, zumindest hatte sie damals mit ihm und seiner Frau gesprochen, und so wartete er gespannt auf eine Antwort. Den rechten Arm hatte er angehoben und seine Hand wie bittend auf den Schreibtisch gelegt.

Donata wartete. Sie schien sich entschlossen zu haben, etwas zu sagen, zumindest weinte sie nicht mehr. Und wie ein lebender Mensch hob sie die Hand, um sich über die Augen und das arg zugerichtete Gesicht zu wischen.

Danach bewegte sie sich. Ohne daß es Sinclair groß aufgefallen wäre, wehte sie in das Arbeitszimmer hinein und durchwanderte es wie ein Schatten.

Sinclair hatte sich auf seinem Stuhl gedreht, damit er die Person verfolgen konnte, die schließlich stehenblieb. Sehr nahe sogar. Er hätte sie anfassen können, aber er traute sich nicht und wartete darauf, was ihm die Totenfrau zu sagen hatte.

»Ich habe euch einmal besucht«, hörte er ihre Stimme, die ebenfalls einen besonderen Klang bekommen hatte. »Und ich habe euch damals gewarnt. Aber ich weiß auch, daß niemand seinem Schicksal entgehen kann. Auch ihr nicht…«

Horace F. Sinclair mußte sich überwinden, um reden zu können.

»Soll das heißen, daß ich – ich meine, daß ich – oder meine Frau und ich das Ende unseres Weges erreicht haben?«

Donata reagierte nicht. Weder gab sie eine akustische Antwort, noch nickte sie oder schüttelte den Kopf. Sie stand einfach nur da und schaute den Mann so ungemein traurig an. In ihren Augen glaubte er die Antwort zu lesen, die besagte, daß sie nichts für ihn tun konnte.

»Bitte…«

»Ich glaube schon«, hörte er ihre Stimme. Jedes Wort war von einem leisen Zischeln begleitet. Es schien aus einer sehr weit entfernten Sphäre zu dringen, aber es war für Sinclair genau zu verstehen gewesen, und er merkte, wie er innerlich zusammenbrach.

Plötzlich fühlte er sich so leer, so ausgebrannt. Einfach ohne Widerstand. Er starrte auf seine Knie, als könnte er dort die Antwort ablesen, aber das traf auch nicht zu, denn die wußte er bereits. Sie hatte sich in ihm festgesetzt. Er rechnete jetzt mit seinem baldigen Tod und auch mit dem seiner Frau.

Donata stand vor ihm, das sah er. Seine Blicke streiften über den unteren Teil ihrer durchscheinenden Gestalt. Seine Stimme hörte sich fremd an, als er fragte: »Kann man denn gar nichts dagegen tun, Donata?«

»Nein, denn das Schicksal ist vorgezeichnet. Man kann ihm nicht entgehen.«

Sinclair hüstelte. »Ja, das stimmt, wenn man es genau nimmt!« Er sprach tonlos, wie jemand, der keine Hoffnung mehr hatte. Das war bei ihm auch der Fall. Hoffnung gab es nicht mehr. Obwohl er nicht körperlich bedroht wurde, fühlte er sich wie in einer Zwangsjacke und an seinen Händen klebte der Schweiß. Er spürte das Brennen in den Augen und das innere Zittern.

Ihm wurde kalt und dann heiß. Ich habe Fieber, dachte er. Die Angst ist zu stark. Der Tod liegt bereits auf der Lauer. Ich kann dem Fluch der Sinclairs nicht entgehen, und auch mein Sohn ist nicht in der Lage, mir zu helfen. Das muß ich allein durchstehen, ganz allein, vielleicht zusammen mit Mary.

Als er den Kopf hob, da kam es ihm vor, als würden Bleigewichte daran hängen. »Du bist gekommen«, sagte er leise, »und das verstehe ich nicht. Warum hast du dich gezeigt, wenn es keine Chance mehr für mich gibt, dem Tod zu entrinnen. Es tut keinem Menschen gut, auf eine derartige Art und Weise gewarnt zu werden.«

»Das weiß ich«, erklärte sie wispernd, »aber ich konnte nicht anders. Ich fühle mich mit euch verbunden, seit dein Sohn mir geholfen hat. Ich würde gern eingreifen und dich retten, aber das ist wohl nicht möglich. Die Wolke um die Köpfe der Sinclairs wird immer dichter, und ich habe mich auch schon deinem Sohn gezeigt. Aber er ist weit weg, und alles hängt zusammen.«

»Ja«, sagte Horace F. Sinclair. »Es hängt wirklich alles zusammen im Leben. Darf ich dich etwas fragen?«

»Sicher.«

»Wann, Donata, wann soll es geschehen? Wird es schnell gehen, werden wir leiden müssen?«

»Das kann ich dir nicht sagen«, erwiderte sie. »Es kann sehr schnell passieren, noch in dieser Nacht. Der Tod ist unterwegs, Horace, und

damit auch das Schicksal. Wer kann es schon aufhalten?«

Sinclair hob den Blick. »Ja«, murmelte er. »Wer kann es schon aufhalten?«

»Es ist schlimm, das weiß ich…«

»Du denn?« fragte er plötzlich. »Kannst du nicht so etwas wie ein Joker sein?«

»Wie kommst du darauf?«

Sinclair lächelte etwas verloren. »Ich habe an unsere erste Begegnung gedacht, und von meinem Sohn weiß ich, daß dein damaliger Peiniger Frogg gestorben ist. Du hast ihn getötet. Du hast dich an ihm gerächt. Also bist du nicht so wehrlos, wie es immer scheint. Vielleicht gelingt es dir, dem Schicksal einen Riegel vorzuschieben?«

»Es wäre wunderbar, wenn ich es könnte, aber nicht jetzt. Ich bin gekommen, um dich zu warnen. Ich habe auch deinen Sohn gewarnt. Aber die anderen Mächte sind einfach zu stark.«

»John auch«, murmelte der Mann und senkte den Blick. »Wird auch er umkommen?«

»Er heißt doch Sinclair.«

»Ja, natürlich.«

»Ob und wie er sterben soll und wird, weiß ich nicht. Es wird jedenfalls für ihn ein langes und qualvolles Sterben sein, denn er bewegt sich auf dünnem Eis. Der Besuch in der Kathedrale ist der Beginn, und ich darf nicht eingreifen, denn ich bin nicht persönlich betroffen wie damals bei diesem Verbrecher Frogg. Ich kann nur warnen und traurig sein.«

»Sollen wir fliehen?«

»Nein, Horace. Oder hast du jemals gehört, daß jemand seinem Schicksal entwischen kann?«

»Nein, nein – ich weiß nicht.«

»Ich glaube nicht, daß es einen Schutz für euch geben kann und wird, so leid es mir tut.«

Horace F. hob den Kopf. »Wer will uns töten, Donata? Wer ist uns auf der Spur?«

»Gefährliche Feinde, die es schon lange gibt. Kein Sinclair soll und darf das Geheimnis lüften.«

»Welches Geheimnis?«

»Das große.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Laß es auch. Es ist euer Name, es ist der Name deines Sohnes vor allen Dingen, denn manchmal kann die Wiedergeburt auch zu einem Fluch werden…«

Sie hatte diese Worte ausgesprochen und sich zugleich zurückgezogen. Horace F. merkte, wie ihre Gestalt allmählich verschwamm.

Plötzlich sah er die Umrisse nahe der Wand zittern, in der sie einen Moment später eintauchte und auch nicht mehr zurückkehrte.

Sie ließ einen völlig fassungslosen und deprimierten Horace F. Sinclair zurück, der nicht mehr wußte, was er tun oder denken sollte.

Er kam sich vor, als hätte man ihn in einen Käfig gesetzt, der von der Umwelt abgetrennt war.

Wie lange er vornübergebeugt auf seinem Stuhl gehockt und seinen wirren Gedanken nachgegangen war, wußte er nicht. Irgendwann hob er den Kopf und befürchtete, der würde platzen. Ungewöhnlich heiß war er bereits.

Horace F. Sinclair, der als Anwalt sein Leben bisher immer gemeistert hatte, war am Ende. Er wußte sich keinen Rat mehr. Jetzt saß er wirklich in seinem Zimmer wie jemand, der auf den Tod wartet, aber nicht weiß, wann er kommt.

Dann stand er auf. Er mußte sich bewegen. Er ging durch sein Zimmer und überlegte, aber es war ihm nicht möglich, seine Gedanken zu ordnen.

Des öfteren schaute er durch das Fenster hinaus in die Dunkelheit.

Auch dort bewegte sich nichts, aber es war vorstellbar, daß seine Feinde ihn bereits beobachteten.

Feinde? Welche Feinde? Wie sahen diejenigen aus, die das Schicksal der Sinclairs besiegeln sollten? Auch wenn er noch so stark darüber nachgrübelte, zu einem Ergebnis gelangte er nicht. Er war ja nicht John, der gegen Dämonen aller Art kämpfte. Er war der Vater.

Horace F. Sinclair öffnete die Tür und trat hinaus in den Flur.

Selbst bei dieser normalen Bewegung war er schon auf der Hut, denn in der Dunkelheit konnte jemand lauern.

Auch als er das Licht eingeschaltet hatte, sah er nichts. Sinclair befand sich allein im Haus. Zumindest nach außen hin. Aber er wußte auch, wie leicht es den Feinden bei ihren Möglichkeiten oft war, einzudringen. In Sicherheit durfte er sich auf keinen Fall wiegen.

Das Licht spiegelte sich auch auf dem Glaseinsatz des Waffenschranks. Hinter der Scheibe malten sich die Gewehre ab, und Sinclairs Blick blieb darauf hängen.

Soll ich? Soll ich nicht? Hatte es überhaupt Sinn, sich zu bewaffnen? Bei irgendwelchen Menschen schon. Wer aber gab ihm die Garantie, daß seine Mörder Menschen waren?

Niemand.

Er saugte die Luft ein. Vor dem Schrank blieb er stehen. Mit der Hand fuhr er über die Scheibe hinweg. Es war ruhig im Haus, und so hörte er nur das Quietschen, das seine nach unten gleitenden Finger auf dem Glas hinterließen.

Er sah sich in der Scheibe. Sie war blank geputzt. Den Kopf und den Oberkörper konnte er ebenfalls entdecken, auch die hinter ihm

liegende Wand – und den Schatten, der dort stand.
Düster, pechschwarz!
Scharf holte Sinclair Luft.
Der Killer ist da! schoß es ihm durch den Kopf.
Sinclair drehte sich um. Schwindel erfaßte ihn, weil er sich zu schnell bewegt hatte.
Das war sein Killer. Ein Geist, ein Schatten. Aus seinem Mund drang ein Schrei. Er wollte zur Seite weichen, was ihm nicht möglich war. So starrte er den Schatten an.
Sekundenlang nur, aber Sinclair kam es vor wie eine Ewigkeit. Er schaute dabei in die obere Hälfte und glaubte, ein uraltes und runzeliges Gesicht zu sehen.
Im selben Augenblick schlug die Türglocke an.
Mary Sinclair kehrte zurück…

***

Mit weichen Knien ging ich auf den Beichtstuhl zu, in dem der Mönch wieder verschwunden war. Durch meinen Kopf kreisten die Gedanken, die nicht unbedingt positiv waren. Auf der einen Seite freute ich mich, daß es weiterging, auf der anderen konnte ich nie und nimmer Donatas Besuch vergessen, die mich an den Fluch der Sinclairs erinnerte und damit für meine Angst gesorgt hatte.
Ich wäre lieber in Lauder gewesen, wo meine Eltern lebten, und ich hatte mit dem Gedanken gespielt, Suko einzuweihen, aber die Ereignisse waren mir zuvorgekommen. Jetzt ging es um mich und sicherlich auch um das Geheimnis, von dem dieser fremde Mönch berichten würde.
Ich hatte mich für die von mir aus gesehen rechte Seite des Beichtstuhls entschieden. Für einen Moment blieb ich davor stehen und schaute hinein in die kleine, von dunklen Schatten beherrschte Nische. Meine Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit, so daß ich auch Einzelheiten ausmachen konnte.
Die geschlossene Seite der Beichtnische wurde von einer Bank ausgefüllt. Der obere Teil konnte als Stütze oder Ablage benutzt werden, auf dem unteren mußte man sich hinknien, was ich auch tat.
Meine Knie schmerzten, als sie mein Gewicht spürten.
Ich war ruhig, und trotzdem war es in meiner Umgebung nicht still, denn ich hörte den eigenen Atem doch ziemlich laut, auch wenn ich die Luft nur durch die Nase ausstieß.
In Kopfhöhe befand sich die Abtrennung zur Mitte des Beichtstuhls hin. Dahinter versteckte sich noch der Mönch. Er wurde besonders geschützt. Nicht nur durch eine Scheibe aus dunklem Glas, nein, hinter dieser Glasabtrennung gab es noch einen dunklen Vorhang, der sich leicht bewegte, weil auch der Mönch dahinter nicht ruhig war.

Der Stoff würde die Stimme kaum durchdringen lassen. Deshalb, wartete ich darauf, daß eine Hand den Vorhang zur Seite schob. Ich sah sie. Sie war dünn und blaß, und sie hatte ziemlich lange Finger, beinahe schon Klauen.

Er war am Zug, deshalb wartete ich. Sehr interessiert starrte ich die Scheibe an. Allerdings würde ich wegen des Musters von dem Gesicht kaum etwas sehen können.

Der Vorhang war jetzt zur Seite geschoben, und hinter dem Glas erschien das Gesicht.

Nein, nicht mehr als ein Umriß und auch blasser als das Fenster.

Irgendwo mußte es auch Löcher geben, vielleicht kleine Öffnungen in der Scheibe, denn der Mönch brauchte nicht mal laut zu sprechen, um von mir verstanden zu werden.

»Es ist sehr gut, daß du gekommen bist, John Sinclair«, sagte er.

»Der Abbé hat nicht übertrieben.«

»Nein, er ist ein Freund. Aber du kennst meinen Namen, ich den deinigen nicht…«

»Ich bin Angares.«

»Gut.«

»Und ich weiß auch, daß uns beiden nicht viel Zeit bleibt. Ich kann nur hoffen, daß dieser Ort unsere gemeinsamen Feinde von irgendwelchen Bluttaten abhalten wird, aber das ist nicht sicher, denn sie sind mir auf der Spur.«

»Warum wollen sie töten?«

»Weil ihrer Meinung nach das Geheimnis ein Geheimnis bleiben soll oder muß?«

»Hast du damit die Bundeslade gemeint? Die Lade mit den Gesetzestafeln, die von Moses stammen?«

Der Mönch schwieg. Ich fragte auch nicht weiter, weil ich sicher war, eine Antwort zu erhalten, und ich hatte mich auch nicht geirrt.

»Du greifst schon sehr weit voraus, John Sinclair. Aber das Ziel ist noch längst nicht in Sicht. Zwischen uns und ihm befindet sich ein langer, dunkler Tunnel, an dessen Beginn du stehst. Du mußt ihn durchgehen, und es wird schwierig werden, denn die Feinde lauern überall. Und es sind nicht nur die Geister der Vergangenheit, die lauern, sondern auch Menschen, die aus rein politischen Interessen nicht wollen, daß man etwas findet, das lieber begraben sein soll.«

»Das ist nicht mein Fall«, gab ich zu. »Ich möchte mich da lieber heraushalten.«

»Was ich verstehen kann, aber ich wollte dir nur sagen, daß wir von zwei Seiten umzingelt sind.«

»Du also auch?«

»Ja.«

Ich wollte endlich zum Thema kommen und fragte: »Woher kommst

du, Angares? Wer bist du?«

Er atmete seufzend, dann brachte er sein Gesicht so dicht wie möglich in die Nähe der Scheibe. Ein paar Einzelheiten konnte ich erkennen, obwohl er seine Kapuze nicht abgestreift hatte. In seinem Gesicht mit der relativ dunklen Haut sah ich die ebenfalls dunklen Augen, die auf mich wirkten wie zwei kleine, verschlammte Tümpel. Die Haut war auch von Furchen durchzogen, und als der Mann den Mund öffnete, da sah es für mich aus, als hätte er in sein Gesicht ein kleines Loch hineingegraben.

»Darf ich dir zunächst eine Frage stellen, weil ich dich nicht kenne. Zwar hat der Abbé sehr gut von dir gesprochen, aber ich möchte es von dir wissen.«

»Bitte«, sagte ich.

»Kann man dich als einen Christen bezeichnen?«

»Jaaa…«, gab ich gedehnt zu.

Die Antwort schien ihm nicht so gefallen zu haben. »Ich denke jetzt an einen Christen, der sich nicht auf einen Teil der Religion beschränkt, denn du weißt, daß es Katholiken, Protestanten und auch andere Christen gibt, zum Beispiel die Kopten, die in Ägypten leben und auch weiter südlich im Sudan und in Äthiopien.«

»Du hast recht. Ich zähle mich zu keiner Konfession.«

»Das ist gut.«

»Darf ich daraus schließen«, sagte ich in sein langsames Nicken hinein, »daß du dich zu der koptischen Gruppe der Christen zählst?«

»Das ist richtig.«

»Dann bist du möglicherweise aus Afrika hierher nach Frankreich gekommen.«

»Auf sehr verschlungenen Wegen«, flüsterte er, »und ich muß meinen Templer-Freunden sehr dankbar sein, daß sie mich beschützt haben.«

Das nahm ich hin, ohne nachzufragen. Mich interessierte der Grund seines Kommens. Deshalb fragte ich ihn. »Warum haben wir uns hier getroffen, Angares?«

»Das weißt du doch.«

»Ich ahne es.«

»Dann sprich es aus.«

Ich holte noch einmal Luft, die hier im Beichtstuhl stickig war, aber daran konnte und durfte es nicht scheitern. »Es geht um die Lade…«

Der Mönch sagte zunächst nichts. Erst als eine gewisse Zeit verstrichen war, nickte er, und kurz darauf gab er mir auch die Antwort. »Im Prinzip ist es das.«

»Nicht nur im Prinzip«, widersprach ich vorsichtig. »Wenn ich dich so anschaue, kann ich mir vorstellen, daß du aus Äthiopien stammst und dort in einem Kloster gelebt hast.«

»Das war nicht schwer zu folgern«, sagte der Mann im Beichtstuhl.

»Ja, ich stamme aus diesem Land, habe auch in einem Kloster gelebt, wo ich ebenfalls erzogen wurde, damit man mich der Aufgabe zuführt, für die man mich ausgesucht hat.«

Ich spürte, daß sich unser Gespräch einem entscheidenden Punkt näherte, und ich konnte meine Ungeduld nicht mehr zügeln. »Was war das für eine Aufgabe, Angares?«

»Ich war einer der Hüter. Ich war ein Wächter der Bundeslade!«

Auf diesen Satz hatte ich gewartet. Plötzlich spürte ich den heißen Strom, der durch meinen Körper rann und auch das Gesicht zum Glühen brachte. Natürlich drängten sich Folgefragen auf, aber ich war so durcheinander, daß ich es zu diesem Zeitpunkt nicht geschafft hätte, sie zu stellen. Ich wußte auch nicht, welches Gefühl in mir überwog, ob es das der Freude oder das der leisen Furcht war, und für die Dauer weniger Sekunden kam ich mir vor, als hätte ich von der Sitzbank abgehoben und würde über ihr schweben.

Der Hüter der Bundeslade. Oder einer der Hüter. Das muß man sich mal vorstellen.

Angares hatte von einem langen Tunnel gesprochen, der vor mir lag. Das mochte ja alles stimmen, aber schon jetzt sah ich den Lichtstreifen am Ende des Tunnels.

Der Mönch wußte, was seine Antwort für mich bedeutete, deshalb ließ er mich zunächst in Ruhe und wartete auf die weiteren Fragen, die ich mir mühsam zurechtgelegt hatte.

»Wenn du tatsächlich der Hüter der Lade gewesen bist, dann mußt du auch wissen, wo sie sich befindet.«

»Das ist wahr.«

Diesmal ließ ich mich von dieser schlichten Antwort nicht aus der Fassung bringen, denn sofort türmten sich weitere Fragen auf. Ich wollte einfach nicht glauben, daß durch diese wenigen Worte alles Geröll aus dem Weg geräumt war und wir einfach nur in ein Flugzeug steigen mußten, um nach Äthiopien zu fliegen. Lange Zeit hatte ich über dieses Thema nachgedacht und mich immer wieder damit beschäftigt. Nun saß ein Mann vor mir, der den Aufbewahrungsort der Lade kannte.

Wahnsinn!

Ich konnte meine Erregung nicht unterdrücken. Schweiß drang mir aus den Poren, und ich schüttelte den Kopf.

Angares hatte diese Bewegung gesehen, denn er ließ mich nicht aus den Augen. »Was hast du?« fragte er. »Glaubst du mir nicht? Hältst du mich für einen Lügner oder…?«

»Um Himmel willen, nur das nicht. Es kommt alles nur etwas plötzlich. Du hast mir da etwas gesagt, an das viele Menschen in verschiedenen Ländern nicht glauben können, obwohl sie dieselbe Religion haben. Diejenigen, die die Geschichten oder Legenden

kennen, sind der Ansicht, daß sie falsch sind und es die Lade nicht gibt. Das behaupten Wissenschaftler, Archäologen, Historiker, Theologen und auch Menschen, die sich mit den Anfängen des Christen- und Judentums beschäftigen.«

»Sie können sich irren«, sagte Angares. »Sie mögen glauben, was sie wollen, aber wir, die Wächter, wissen über den Heiligen Schrein Bescheid, der von manchen Menschen auch als Bundeslade bezeichnet wird.«

»Wir?« fragte ich.

»Ja, denn glaube nur nicht, daß es nur einen Wächter gibt. Das Heiligtum wird immer bewacht, es wurde auch in seinem Versteck in der Vergangenheit bewacht, und die Wächter sind zum Schweigen verpflichtet worden.«

»Dann hast du den Eid gebrochen.«

»Ja, ich habe es.«

»Und warum auf einmal?«

»Weil ich nicht will, daß der Mythos der Lade vernichtet wird. Noch weiß nur eine kleine Gruppe genau Bescheid, aber diese Gruppe hat mächtige Feinde, die sich auf den Weg gemacht haben, die Legende und damit die Lade zu zerstören. Sie räumen alles aus dem Weg, was ihnen gefährlich werden kann, und ich hoffe, daß du meine Worte verstanden hast.«

Ich nickte gegen die Scheibe. »Ja, das habe ich, und ich weiß auch, daß ich in Gefahr schwebe.«

»So wie ich. Nur kann mich der Tod nicht schocken. Ich bin alt genug geworden, aber man hat dich ausersehen, die andere Gruppe zu stoppen, bevor die Lade zerstört werden kann.«

»Ich kann mich ja geehrt fühlen, daß mein Freund, der Abbé, ein so großes Vertrauen in mich gesetzt hat, aber auf der anderen Seite hat er mich auch ins kalte Wasser geworfen, denn über die fremde Gruppe, die Feinde, bin ich nicht informiert. Ich weiß nicht, gegen wen ich kämpfen soll und wer uns beiden auf der Spur ist. Kannst du mir da helfen?«

»Nein, das kann ich nicht. Ich bin nicht genau informiert worden. Es ist auch nicht meine Aufgabe. Da wird der Abbé mehr wissen. Ihn mußt du fragen.«

»Schon, Angares. Aber wenn er so gut informiert ist, warum hat er mir nicht mehr gesagt?«

»Vielleicht wollte er, daß du deinen Weg allein findest, John Sinclair.«

»Das ist natürlich möglich, und ich werde ihn auch so schnell wie möglich fragen, aber es drängt sich mir eine andere Frage auf. Woher wissen die Templer so gut über die Lade Bescheid? Wer gab ihnen dieses Wissen? Was haben sie damit zu tun?«

»Ich bin kein Templer, John. Ich bin nur der Wächter des Heiligen Schreins gewesen.«

Meine Skepsis war noch längst nicht verschwunden, weil ich einfach nicht glaubte, daß es so simpel sein sollte. »Und du bist sicher, daß wir von demselben Gegenstand reden. Vor der aus Holz und Gold gefertigten Lade, bewacht von zwei Cherubinen, in denen Moses die Gesetzestafeln mit den Zehn Geboten aufbewahrte?«

»So muß es sein.«

»Dann erzähl mir mehr darüber bitte. Was weißt du? Vielleicht gibt es Unterschiede zwischen dem, was wir aus unseren Religionen erfahren haben.«

Angares holte tief und geräuschvoll Luft. »Du weißt, daß es der Herrgott selbst war, der die beiden Tafeln beschriftete und sie anschließend Moses übergab, der sie dann in die Lade legte. Die Israeliten haben sie damals auf ihrer langen Wanderung ins Gelobte Land mitgenommen, denn sie war für das Volk das Zeichen des Sieges. Schließlich fand sie ihren Platz. Es war der Tempel von Jerusalem, den der König Salomo dort hatte bauen lassen. Später verschwand sie dann aus dem Tempel und wurde nach Äthiopien gebracht.«

»Ja, das ist mir bekannt, und es ist auch indirekt mit einer Legende verbunden. So soll die sagenumwobene Königin von Saba, die äthiopische Monarchin, nach Jerusalem zu König Salomo gekommen sein, von dem sie auch ein Kind empfing, das später die Lade geraubt haben soll…«

»Du meinst Melenik.«

»Ja, ihn meine ich.«

Der Mönch seufzte. »Melenik ist eine schillernde und tragische Figur. Als er von seiner Mutter erfuhr, wer sein Vater war, da reiste er unverzüglich zurück nach Israel. Das geschah, als er zwanzig Jahres alt war. Man erkannte ihn sofort, und man zollte ihm, dem Sohn des Königs, Ehre. Aber die Menschen beklagten später auch, daß Salomo seinem Sohn zuviel der Gunst erwies, und man drängte darauf, daß dieses uneheliche Geschöpf wieder zurück nach Äthiopien sollte. Salomo akzeptierte das, bat sich aber eine Begleitung aus. Die erstgeborenen Söhne der Hohenpriester sollten zu seinen Begleitern werden, was auch geschah. Dazu zählte auch Azarius, der Sohn des höchsten Hohenpriesters. Und es war nicht Melenik, sondern er, der die Lade aus dem Tempel gestohlen hat. Erst später, als sie weit von Jerusalem entfernt waren, erfuhr Melenik die Wahrheit. Er wunderte sich, aber er sah von einer Bestrafung des Azarius ab, denn er ging davon aus, daß sich niemand ohne die Duldung des Allerhöchsten an der Lade hätte vergreifen können. So wurde entschieden, daß sie in Äthiopien bleiben sollte. Seitdem befindet sie sich in diesem Land.«

Diesmal atmete ich scharf aus. Einige Dinge waren mir bekannt

gewesen. Es fiel mir auch schwer, sie zu akzeptieren, und ich sagte leise: »Du glaubst, daß diese Legende der Wahrheit entspricht?«

»Es ist Geschichte, keine Legende, John Sinclair.«

»Was macht dich so sicher?«

»Weil ich zu denjenigen gehöre, die diese Lade bewacht haben. Sie ist immer bewacht worden, über lange, lange Jahre hinweg. Ich habe bereits meinen Nachfolger bestimmt, der sie jetzt bewacht, denn ich weiß, daß ich nicht zurückkehren werde in das Land meiner Väter. Es ist nicht einfach, einen Nachfolger zu finden, denn derjenige, der die Lade bewacht, muß eine große Liebe zu Gott aufbringen, auch die Reinheit des Herzens haben sowie Mut und Verstand haben.«

»Ja«, sagte ich, »das glaube ich dir. Und du kennst die Lade?«

»Natürlich.«

»Wer noch?«

Ich sah, wie Angares den Kopf schüttelte. »Es ist nur dem Wächter gestattet, sie zu sehen, John, keinem anderen sonst, nur ihm. Deshalb muß dieser Hüter auch über die aufgezählten Eigenschaften verfügen.«

»Das ist natürlich schlecht«, murmelte ich.

»Wieso?«

»Das bedeutete ja, daß die Lade nie aus ihrem Versteck hervorgeholt wird, oder?«

Meiner Frage folgte ein sehr langes Schweigen, allerdings von einem sehr genauen Beobachten der dunklen Augen begleitet. Ich wußte, daß ich mit meiner Frage etwas angestoßen und aus der Ruhe gebracht hatte, aber ich wollte nicht ungeduldig sein und darauf warten, daß mir der Mönch persönlich die Antwort gab.

»Es hat so sein sollen, aber es war nicht immer so«, gab er zu. »An hohen Kirchenfesten wurde die Lade gezeigt und umhergetragen.«

»Wurde oder wird?«

»Du willst alles wissen, wie?« Ich sah, wie der Mund ein feines, verständnisvolles Lächeln zeigte.

»Ja, das will ich.«

»Gut.« Angares nickte. »Ich weiß, daß ich dir vertrauen kann und sage dir deshalb, daß sie auch heute noch aus dem Versteck herausgeholt und getragen wird. Einmal im Jahr findet die Prozession statt, zu einem Fest, das Timkat heißt.«

»Wann findet es statt?«

»Im Januar.«

Ich schrak zusammen und sah plötzlich einen ersten großen Zusammenhang, denn wir hatten Januar. »Dann könnte ich sie ja jetzt in diesem Monat sehen«, flüsterte ich.

Der Mönch war bisher relativ ruhig gewesen. Nun aber schüttelte er ziemlich heftig den Kopf. »Man weiß nie genau, ob es die echte Lade ist, die man dort zeigt…«

»Warum nicht?«

»Es hängt mit den politischen Gegebenheiten in meinem Land zusammen. Die Regierung ist nicht gut. Es herrscht Armut. Die Zahl der Rebellen wächst, und natürlich wissen die Parteien über die Bundeslade Bescheid. Beide würden sie gern in ihren Besitz bringen, so müssen die Hüter und die wenigen Eingeweihten vorsichtig sein. Selbst wenn wir in einem Staat des Friedens leben, würde niemand die Lade bei ihrem Transport zu Gesicht bekommen.«

Ich war überrascht und sagte: »Das verstehe ich nicht…« Ich kniete mich etwas anders hin. »Warum darf man sie nicht sehen?«

»Um die Menschen vor ihr zu schützen.«

»Bitte?« Fast wäre meine Stirn gegen die Scheibe gestoßen. »Zu schützen?«

»Du hast richtig gehört.«

»Aber warum das denn?«

»Ich kann es dir nicht genau sagen«, murmelte Angares. »Wirklich nicht, aber eines steht fest: Die Lade ist sehr mächtig – mächtiger, als du dir vorstellen kannst.«

Ich dachte über die Worte nach, und ich spürte wieder die Enge des Beichtstuhls. Aber ich wollte den Mönch nicht bitten, ihn zu verlassen und kam noch einmal auf die Macht zu sprechen. »Wie kann man ihre Kraft erklären? Wenn du der Hüter gewesen bist, dann müßtest du es ja wissen?«

»Da müssen wir weit in die Vergangenheit zurückkehren.«

»Ja, bitte – tu es.«

»Schon von den Israeliten wurde die Lade verehrt. Sie war für das Volk eine Verkörperung Gottes, seine Anwesenheit auf Erden, wenn man so will. Schon allein ihr Anblick wies darauf hin. Sie ist aus Holz gebaut, aber außen und innen schimmert sie golden. Und die Figuren zweier geflügelter Cherubinen überragten die schweren Deckel, wobei sie sich gegenseitig die Gesichter zudrehten.«

»Ja, das ist mir bekannt. Aber ich kann darin keine Gefahr erkennen, Angares.«

»Da muß man die Bibel und deren alte Quellen schon sehr genau studiert haben, denn in ihnen ist zu lesen, daß von der Lade eine immense Kraft ausging. Flammendes Licht, große Hitze. Bei Berührungen kam es zu schweren Verbrennungen. Die Lade konnte Landschaften verändern. Flüsse austrocknen, Berge wieder in der Erde versinken lassen, Armeen zerstören und Städte vernichten. Die Lade war ein Eckpfeiler des jüdischen Glaubens, und man spricht davon, daß Salomo seinen Tempel nur bauen ließ, um einen Platz für die Bundeslade zu haben, so etwas wie eine endgültige Heimstätte.«

»Woraus dann nichts geworden ist«, sagte ich ein wenig außer Atem, denn die letzten Sätze hatten mich aufgewühlt.

»Das stimmt. Ihre Spur verliert sich. Es gibt verschiedene Deutungen. Man spricht von einem zweiten Tempel, in dem sie auch gestanden haben soll, aber da war sie längst nicht mehr in Jerusalem, als Nebukadnezar II. die Stadt niederbrannte. Das war 538 vor Christus, und niemand glaubt, daß sie zur Kriegsbeute der Babylonier geworden war. Die Forscher kommen mit dem Verschwinden der Lade nicht mehr zurecht, und man hat dies schließlich als eines der unergründlichsten Geheimnisse der Bibel bezeichnet. Es gibt da keinen Hinweis. Es wurde nicht mal geschrieben, die Lade sei weggeschafft worden, einfach nichts. Sie verschwand kommentarlos. Bis heute weiß angeblich keiner, wo die Bundeslade geblieben ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber ich habe von dir das Gegenteil erfahren. Warum hast du dir gerade widersprochen?«

»Es ist die offizielle Version.«

»Aber du weißt es besser?«

»Ja.«

»Und du kannst mir auch bestätigen, daß sich die Lade in der äthiopischen Stadt Aksum befindet, die auch als Heilige Stadt der Äthiopier bezeichnet wird?«

»Ich weiß es«, sagte er nur. »Du weißt es nun auch, John Sinclair. Mach das Beste daraus…«

***

Ich wollte nicht behaupten, daß mich der letzte Satz geschockt hatte, aber ich war schon innerlich aufgewühlt und mußte zunächst einmal eine Sprechpause einlegen. Gewisse Informationen brauchen eben Zeit, um sich setzen zu können, da reagierte ich wie jeder Mensch. Ich kam auch dazu, den Kopf zu drehen, um die frischere Luft in der Kathedrale einzuatmen. Zudem erhob ich mich von der Bank und machte unbewußt Lockerungsübungen.

Zwei Versionen standen sich gegenüber. Für die einen, die meisten, war die Lade verschwunden, für die andere Gruppe – eine Minderheit – gab es die Lade noch. Zu diesen Wissenden zählte Angares, der Mönch. Ich war jetzt ebenfalls in diesen Kreis mit aufgenommen worden wie Abbé Bloch. Auch er mußte zu den Wissenden gehören.

Und da war wieder die Verbindung zu den Templern vorhanden.

Ich stolperte innerlich über diesen Satz. Ohne es eigentlich zu wollen, kam ich schon zu einem Schluß. Es mußte eine Verbindung zwischen der Bundeslade und den Templern geben. Nur war es bisher niemandem gelungen, diese Brücke zu finden, also hatte man mich losgeschickt, um das Geheimnis zu enträtseln.

Ich wußte jetzt viel, aber noch nicht alles. Es gab einfach einen zu großen Zeitraum der Leere. Erst wenn ich all die Jahre mit Wissen gefüllt hatte, würde es mir gelingen, den Fall abzuschließen,

vorausgesetzt, ich schaffte es wirklich.

Da hatte ich so meine Zweifel, denn ich war nicht der Einzige, der sich für die Lade interessierte. Es gab noch zwei Gruppen, die eine mögliche Aufklärung zu verhindern suchten. Hatte der Mönch nicht davon gesprochen, daß er seine Heimat nie mehr wiedersehen würde? Befand er sich schon in Gefahr? Und lauerte die Gefahr möglicherweise schon in unserer Nähe?

Dieser Gedanke erzeugte auf meinem Rücken einen kalten Strom und machte mir die Kehle eng. Ich verließ den Beichtstuhl, blieb aber direkt vor ihm stehen und schaute mich in dem Kirchenschiff um, ohne allerdings etwas Verdächtiges entdecken zu können.

Abgesehen von zwei Besuchern, die die Kathedrale inzwischen betreten hatten und in einer Bankreihe knieten.

Ich sah von ihnen nur die dunklen, gebeugten Rücken und konnte nicht mal erkennen, ob es sich dabei um Männer oder Frauen handelte.

Der Mönch hatte den Beichtstuhl nicht verlassen. Als ich mich wieder in ihn hineinschob und mich niederkniete, hörte ich ihn murmeln. Sicherlich betete er, und dabei wollte ich ihn nicht stören, deshalb hielt ich mich auch mit meinen Fragen zurück.

Angares schaute mich wieder an. Er lächelte und sagte: »Ich kann verstehen, daß dich dies alles aufgewühlt hat. Es war viel auf einmal, aber du mußt jetzt methodisch vorgehen und versuchen, ein Stück an das andere zu reihen. Dann wirst du möglicherweise Glück haben. Du hast auch die persönliche Freiheit, dich entscheiden zu können, wem du glauben willst. Entweder meinen Berichten oder den offiziellen Lesarten, die davon sprechen, daß die Lade verschwunden ist. Das überlasse ich dir.«

»Ich habe mich schon entschieden, Angares. Ich glaube dir.«

»Und auch den Weg gehen, den ich dir vorgeschlagen habe?«

»Sicher.«

»Dann grüße mir meine Heimat.«

Ich schüttelte den Kopf. »Darin unterscheiden wir uns schon, Angares. Ich habe auch daran gedacht, daß wir beide nach Aksum fahren und dort versuchen, das Rätsel endgültig zu lösen. Wir sollten uns die Prozession anläßlich des Timkat-Festes anschauen, von dem du mir berichtet hast.«

»Nein, John, das wird nicht gehen, so gern ich dich auch begleiten würde.«

»Warum denn nicht?«

»Weil es hier in der Kirche der letzte sichere Ort für mich ist. Ich hoffe es zumindest, aber ich weiß, daß sich mächtige Feinde auf meine Fersen gesetzt haben.«

»Das habe ich schon einmal gehört, Angares. Bitte, tu mir den

Gefallen und sprich dich darüber aus.«

»Das kann ich nicht.«

»Aber du kennst sie doch – oder?«

»Nicht namentlich, John.« Er senkte wieder die Stimme. »Es ist eine Organisation, eine mächtige politische Kraft in meinem Land. Es müssen oder können Killer sein, die im Auftrag der Regierung unterwegs sind, denn man will verhindern, daß die Wahrheit ans Licht kommt. Zweifel sind für manche Menschen vorteilhafter als Wissen. Wissen bedeutet Macht, und ich kenne keinen Mächtigen, der bereit ist, seine Macht mit anderen zu teilen.«

»Wenn man es so sieht, dann stimmt es«, sagte ich.

»Das solltest du dir merken, John. Ich kann dir auch nicht raten, offiziell in mein Land einzureisen, denn jeder Fremde wird kontrolliert. Du könntest versuchen, auf geheimen Pfaden nach Äthiopien zu gelangen. Es gibt sie. Es gibt auch Organisationen, an die du dich wenden kannst. Möglich ist alles, aber du darfst auf keinen Fall den normalen Weg nehmen und mit dem Flugzeug in Addis Abbeba landen. Und solltest du alles geschafft haben, darfst du dich auf keinen Fall zu sicher fühlen und auffallen. Sei nur in der Nacht unterwegs und sorge dafür, daß du die Kleidung der Einheimischen bekommst.«

»Ich bin dir dankbar für diese Ratschläge, Angares. Aber was ist denn, wenn ich Aksum erreicht habe? Kann ich dann bis in die unmittelbare Nähe der Lade gelangen?«

»Ich traue es dir zu, auch wenn es schwer ist.«

Ich nickte, lächelte zugleich, und mein Gesicht bekam auch einen verträumten Ausdruck. Selbst für den Mönch war es zu sehen, daß ich mich gedanklich auf einer ganz anderen Ebene bewegte, und diesmal war seine Neugierde angestachelt.

»Über was denkst du nach, John?«

Ich riß mich aus meinem Tagtraum hervor und antwortete wahrheitsgemäß: »Ja, ich habe über eine Zeitreise nachgedacht. Über eine Reise in die Zeit des Königs Salomo. Dann könnte ich dem begegnen, der ich wohl einmal gewesen bin.«

Mochten wir beide uns auch noch so lange unterhalten haben, wobei wir uns mittlerweile auch recht gut kannten, aber so erschrocken hatte ich den Mönch noch nicht erlebt. »Du, was hast du da angedeutet?«

»Ich sprach von einer Reise in die Zeit. In die Vergangenheit zu König Salomo.«

»Und dann?«

»Könnte ich herausfinden, was mit der Lade tatsächlich geschehen ist. Wo sie hinkam und so weiter?«

»Das ist unmöglich, John!« Er konnte sogar laut rufen. »Zeitreisen, das ist ein Traum der Menschen, aber der wird sich wohl kaum

erfüllen.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja, das ist meine Überzeugung. Zudem habe ich noch etwas gehört, mit dem ich nicht zurechtkomme. Du hast von Salomo gesprochen und indirekt verlauten lassen, daß du einmal er gewesen bist.«

»Du hast dich nicht verhört.«

Der Mönch legte eine Schweigepause ein. Schließlich sprach er wieder mit normaler leiser Stimme. »Bei anderen hätte ich gelacht. Die hätte ich auch für Spinner gehalten, aber bei dir sehe ich das anders, komischerweise. Darf ich noch einmal fragen, ob du König Salomo gewesen bist?«

»Es geht hier um das Phänomen der Wiedergeburt«, machte ich dem Mönch klar. »Ich habe die Reinkarnation mehrmals erlebt, unter anderem war ich auch König Salomo.«

Angares hob die Arme an und schlug die Hände gegen die Wange.

»Das habe ich nicht gewußt.«

»Es ist aber so, und man gewöhnt sich auch daran, obwohl ich in den letzten Jahren damit kaum noch in Kontakt gekommen bin. Jetzt aber wäre es sehr wichtig, daß ich wieder zurück in die Zeit komme, um mich dort umzuschauen.«

Er war völlig durcheinander und aufgeregt. »Aber wenn du einmal König Salomo gewesen bist, dann müßten doch noch Reste deiner Erinnerung in dir stecken.«

»Ach Gott, das wäre schön. Aber so einfach ist das nicht. Ich kann Erinnerungen an vorherige Leben nicht einfach abrufen wie auf einem Computer. Da muß ich leider passen. Will ich etwas herausfinden, muß ich tatsächlich zurück in diese bestimmte Zeit. Anders ist es leider nicht möglich.«

»Kannst du denn einen Versuch starten?«

»Das wäre schön. Es gäbe da Möglichkeiten, aber an sie will ich noch nicht denken. Vielleicht ist es auch besser, wenn ich auf dem normalen Weg in deine Heimat reise und nicht nach Jerusalem zur Zeit des König Salomo.«

»Es ist deine Entscheidung, John. Ich kann dir nur meinen Segen geben, das ist…«

Er riß den Mund auf.

Zugleich hörte ich das Splittern von Holz und auch bestimmte Laute, die Angststöße in mir hochjagten.

Plopp, plopp…

So klangen Schußgeräusche bei Waffen mit Schalldämpfern. Plötzlich sah ich, wie das Gesicht des Mönchs von einer Kugel zerstört wurde. Andere Geschosse hatten ihn in den Leib getroffen und nicht nur im Stoff der Kutte Löcher hinterlassen.

Angares hatte sich nicht geirrt.

Die Killer waren da, und sicherlich wollten sie auch mich…

***

Das Geräusch der Klingel war für Horace F. Sinclair so etwas wie der rettende Strohhalm. Oft genug hatte er sich über diese akustische Störung geärgert, jetzt liebte er sie plötzlich, denn der Schatten war nach dem Aufklingen so schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war. Sinclair vergaß ihn. Er dachte schon, einer Halluzination erlegen zu sein.

Einbildung? Ein Hirngespinst?

Einige Gedanken schossen durch seinen Kopf, und über sein Gesicht rann der Schweiß in langen Bahnen. Wie schmale Rinnsale, die sich unter dem Kinn und am Hals vereinigten.

Wieder schellte es.

Diesmal klang die Glocke länger. Die Ungeduld der draußen stehenden Person schien herauszuhören zu sein. Normalerweise nahm Mary immer den Schlüssel mit, wenn sie wegging, diesmal hatte sie ihn vergessen. Horace hatte ihn neben dem Küchentisch auf dem Stuhl liegen sehen.

»Ja, ja, ich komme schon!« rief er, als er sich auf den Weg zur Tür machte. Er strich dabei über sein Gesicht, wurde den Schweiß aber nicht los. Er wußte genau, daß die Ereignisse nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Mary würde sicherlich etwas merken, dafür hatte sie einen Blick, und sie würde auch die entsprechenden Fragen stellen, wobei Horace schon jetzt überlegte, was er ihr antworten sollte.

Ihm fiel nichts ein.

Statt dessen öffnete er die Tür.

»Na endlich«, sagte seine Frau und schüttelte den Kopf. »Hat ja lange genug gedauert.«

Sie stand im Licht, und Horace zog sich rasch in den dunkleren Flur zurück, damit sie nicht schon jetzt sah, was mit ihm los war. Er hielt seiner Frau die Tür auf, die an ihm vorbeiging und sich darüber beschwerte, daß es wieder kälter geworden war. »Es ist schon alles zugefroren, Horace.« Sie zog den dicken Wintermantel aus.

Horace half ihr dabei und hängte ihn weg.

Als er sich wieder umdrehte, stand Mary vor dem Spiegel und rieb ihre Wangen. »Bist du zu Fuß gekommen?«

»Unsinn! Helen hat mich gebracht.«

»Hat ihr Wagen keine Heizung?«

»Richtig. Zumindest funktioniert sie nicht so, wie es hätte sein sollen.«

»Dagegen hilft Kaffee oder Tee…«

»Nein, Horace, nicht das. Ich könnte einen Schluck Whisky

vertragen.«

»Okay, wie du willst. Wo nehmen wir ihn? Im Wohnzimmer oder in der Küche?«

»Genau dort, Horace, denn ich brauche noch etwas für meinen Magen.« Sie rieb darüber. »Der Kuchen hat mir nicht geschmeckt. Er war einfach zu süß, da habe ich Hunger auf ein Sandwich mit Käse und Gurken bekommen. Das werde ich mir jetzt machen.«

»Bereite gleich zwei zu, Mary.«

»Wie? Du hast nichts gegessen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dabei hatte ich dir doch die beiden gefüllten Paprikaschoten in die Mikrowelle gestellt. Du hättest sie nur anzustellen brauchen und…«

»Habe ich vergessen.«

»Aha.« Mary hatte ihren Mann angeschaut, den Blick danach wieder gesenkt, und jetzt hob sie so ruckartig den Kopf, daß Horace sogar erschrak. »He, wie siehst du denn aus?«

Er lachte, aber es klang beileibe nicht echt. »Meine Güte, wie soll ich denn aussehen?«

»Überhaupt nicht gut.«

»Wie meinst du das?«

»Gestreßt«, sagte sie und nahm den Blick nicht von seinem Gesicht weg. »Aber das stimmt auch nicht. Du siehst einfach aus, als hättest du Angst gehabt.«

»Ich?«

»Ja, du.«

»Nein, das ist Unsinn!« Horace drehte sich um und betrat die geräumige Küche, wo der viereckige Holztisch von einer Eckbank und zwei Stühlen eingerahmt wurde und ein gekachelter Kamin eine gemütliche Wärme ausstrahlte.

Daß nur die Lampe an der Fensterbank brannte, war der Frau zu wenig, deshalb schaltete sie noch das Deckenlicht ein, denn so konnte sie ihren Mann besser sehen.

»Bevor du irgend etwas machst, laß dich noch mal genauer anschauen, Horace.«

»Unsinn, ich…«

Mary handelte energisch, denn sie zog ihren Mann herum, damit sie ihn anschauen konnte, was sie auch sehr intensiv tat, schließlich den Kopf schüttelte und mit weicher und besorgt klingender Stimme fragte: »Bitte, Horace, was ist geschehen? Tu mir den Gefallen und sag die Wahrheit. Erzähle mir nicht, daß nichts passiert ist.«

»Na ja…«

»Also doch.«

Horace F. holte tief Luft, legte einen Arm um die Schulter seiner Frau und führte sie auf einen Küchenstuhl zu. »Setz dich mal, Mary, ich tue

es auch.«

»Das hört sich aber schlimm an.«

Er hob nur die Schultern.

Sie faßte über den Tisch hinweg nach seiner Hand und drückte sie leicht. »Weißt du, wie du mir vorkommst, Horace?«

»Nein, wie denn?«

»Als hättest du geweint.« Sie nickte sich selbst zu. »Ja, als hättest du geweint.«

Er holte scharf durch die Nase Luft. »Das ist durchaus möglich, Mary.« Es war ihm nicht leichtgefallen, dies zuzugeben, aber er konnte plötzlich nicht anders und spürte schon wieder den verdammten Druck in der Kehle.

»Kannst du nicht sprechen, Horace?«

»Doch«, preßte er hervor, »doch. Aber es fällt mir schwer. Ich bin etwas durcheinander…«

Mary Sinclairs Blick war immer besorgter geworden. So kannte sie ihren Mann nicht. In der Zeit, als sie bei den Frauen gewesen war, mußte er Schlimmes erlebt haben. Etwas war passiert, das ihn völlig verwirrt hatte, und das sollte bei einem Mann wie ihm wirklich etwas heißen.

»Aber du bist nicht mehr allein, Horace. Ich sitze jetzt bei dir. Es ist ich weiß auch nicht, wie ich das sagen soll. Wir sind jetzt zu zweit.«

»Ja, glücklicherweise«, flüsterte Sinclair und räusperte sich die Kehle frei. »Allein hätte ich es auch kaum durchgestanden. Es ist nicht einfach, es zu erklären…«

»Was ist denn passiert?« drängte seine Frau. »Wenn du nicht redest, kann ich dir auch nicht helfen, und wir wollen doch alles gemeinsam durchstehen. Als ich ging, war noch alles normal. Du wolltest dich in dein Arbeitszimmer zurückziehen und irgendwelche Fälle oder Verträge durchsehen…«

»Ja, das ist auch alles richtig, Mary. Ich hatte es vor, und ich habe auch damit begonnen. Aber dann ist es passiert…« Er stockte und biß auf seine Unterlippe.

»Was ist passiert?«

Horace schaute seine Frau starr an. Er wartete einige Sekunden.

Als er sah, daß Mary nachfragen wollte, drängte die Antwort aus seinem Mund. »Sie war wieder da!«

Mary Sinclair war überrascht. Sie wußte im ersten Moment mit der Erklärung nichts anzufangen, merkte allerdings, daß sich ihre Haare im Nacken aufrichten wollten. Ein Strom der Furcht erfaßte die Frau, und sie dachte auch über den Begriff sie nach. Wer war sie?

Eine Frau? Eine Fremde? Jedenfalls mußte der Besuch dieser Person Horace schwer erschüttert haben.

»Sie?« flüsterte Mary.

Ihr Mann nickte. Er hatte seine Hände geballt, als wollte er irgend etwas zerquetschen. »Ja, sie ist es gewesen. Ich habe wieder Besuch bekommen.«

»Von wem?«

Horace starrte seine Frau an, und die wiederum sah den Schweiß auf der Stirn ihres Gegenübers. Dann hob der Mann die Schultern und sprach leise weiter. »Du kannst dir nicht vorstellen, von wem ich spreche, Mary?«

»Nein, noch nicht.«

Der Name wollte ihm einfach nicht über die Lippen. Horace kannte den Grund auch nicht, und so flüsterte er: »Sie ist kein Mensch mehr, das weißt du.«

Mary Sinclair faßte ihren Mann an. Sie drehte die Finger um sein Handgelenk. »Nein, Horace, nein! Du brauchst nicht weiterzusprechen. Ich weiß Bescheid, glaube ich.« Ihre Augen weiteten sich. »Es kann nur Donata gewesen sein.«

Horace nickte.

»O Gott!«

Natürlich wußte auch Mary Sinclair Bescheid, was diese rätselhafte Person anging. Sie selbst hatte sie damals gesehen, sie hatte sie gehört. Ihre Warnungen hatten das Ehepaar hart getroffen, denn den Fluch der Sinclairs, von dem die Erscheinung damals gesprochen hatte, den konnte man einfach nicht vergessen. Oft genug hatten sie daran gedacht und auch davon geträumt. Aber nicht nur der Fluch war so schlimm gewesen. Donata hatte ihnen bei ihrem Besuch auch den Tod prophezeit, und so etwas konnte man nicht vergessen.

Die beiden schauten sich an. Sie sprachen nicht. Aber sie sahen aus, als versuchte jeder, die Gedanken des anderen zu erforschen, was nicht mal schlimm war, denn sicherlich dachten beide das gleiche. Aber sie hüteten sich, über ihre Angst zu sprechen, denn keiner wollte den anderen in eine noch tiefere Furcht stürzen.

»War sie es wirklich?« Nach einer geraumen Weile war es Mary gelungen, die Frage zu stellen.

Er nickte.

»Wie sah sie aus?«

Horace F. Sinclair berichtete jetzt auch die Einzelheiten. Er versuchte, sich so gut wie möglich an die schrecklichen Minuten zu erinnern und nichts auszulassen.

Mary war blaß geworden. Auch auf ihrer Gesichtshaut war der feuchte Film zu sehen, und wie eine Stütze hielt sie die Hand ihres Mannes fest. Beide waren so lange zusammen. Sie kannten sich gut, und sie wollten sich nicht loslassen. Dieses Festhalten war auch das Zeichen dafür, daß sie es gemeinsam durchstanden.

»Jetzt weißt du alles, Mary«, sagte Horace F. mit schwerer Stimme.

»Und wieder spielt unser Sohn eine Rolle. Aber er wird uns kaum helfen können, wir müssen da allein durch. Der Fluch der Sinclairs und unser Tod, ich denke, daß beides zusammenhängt und wir es nicht voneinander trennen können.«

»Kannst du dich genauer ausdrücken?«

Sinclair nickte, obgleich es ihm schwerfiel, »Mary, ich weiß nicht, ob wir die Nacht noch überleben.«

Mary schwieg. Sie wirkte wie eine Statue. Sie konnte es nicht fassen. Sie blickte ihren Mann an, aber sie schaute trotzdem durch ihn hindurch, und ihr war so schrecklich kalt geworden. Die Frau wußte nicht, was sie glauben sollte. Irgendwann stand sie auf und ging in der Küche auf und ab. Mal war sie an der Tür, dann wieder am Tisch, und sie schaute auch aus dem Fenster.

Horace F. sah ihr dabei zu. Er sagte nichts. Er hielt Mary auch nicht zurück. Er hockte auf seinem Platz wie ein gebrochener Mann und war froh, den Tisch als Stütze zu haben.

Schließlich stoppte Mary ihren Rundgang in der Nähe des Fensters. Sie schaute nach draußen und sagte: »Noch leben wir.«

»Ja, mit Glück.«

Mary drehte sich rasch. »Was soll das heißen?«

»Ich habe dir noch nicht alles erzählt, denn ich wäre beinahe schon tot gewesen.«

»Durch Donata?«

Träge schüttelte Sinclair den Kopf. »Nicht durch sie, denn da war sie bereits weg. Durch einen Schatten, der sich plötzlich in meiner Nähe aufhielt. Er war auf einmal da. Genau in dem Augenblick, als du geklingelt hast. Der Schatten war sehr dunkel, aber er hatte ein Gesicht. Ein altes, eingefallenes und runzeliges Gesicht. Ich weiß nicht, woher er so plötzlich gekommen ist, ich kenne keine Erklärung, aber er war da, und er ist wieder verschwunden. Vielleicht hat mir deine Rückkehr sogar das Leben gerettet, Mary.«

Sie hatte ihre Hände erhoben und wollte ihr Gesicht dahinter verbergen. In einer unnatürlichen Pose stand sie vor ihrem Mann und schaute ihm ins Gesicht. Sie konnte einfach nicht fassen, was ihr da widerfahren war, und sie spürte auch die Übelkeit, die allmählich in ihrem Innern hochstieg.

»Glaubst du mir?«

Mary hob die Schultern. »Was Donata betrifft, schon, aber mit diesem anderen Besucher kann ich nichts anfangen. Woher ist er so plötzlich gekommen?«

»Ich weiß es auch nicht, Mary, wirklich nicht. Aber ich habe ihn mir nicht eingebildet, das steht fest.«

»Das hätte ich mir auch nicht vorstellen können, wirklich nicht.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was du mir da erzählt hast, ist alles

furchtbar und, es läuft darauf hinaus, daß sich unser Schicksal wohl sehr bald erfüllen wird…«

»Der Fluch der Sinclairs«, flüsterte Horace. »Ich muß ihn hinnehmen, und du bist ebenfalls mitgefangen. Durch die Heirat bist du zu einer Sinclair geworden. Daran ändert sich nichts, und du mußt leider auch all die Nachteile tragen.«

Sie nickte. »Darüber habe ich nie nachgedacht, aber ich will mich auch nicht einfach ergeben.« Sie schaute ihren Mann an, und plötzlich stand in den Augen der Frau ein harter Wille zu lesen. »Verstehst du? Ich will mich nicht damit abfinden. Horace, wir leben, und wir leben beide gern…«

Er nickte.

»Deshalb sollten wir versuchen, dagegen anzukämpfen, und wir sollten uns wehren.«

Mit einer müden Bewegung strich der Mann über sein Gesicht.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich weiß es wirklich nicht…«

»Okay, Horace, okay.« Mary wußte jetzt, daß sie ihren Mann aufrichten mußte. Sie war die Stärkere von beiden, aber sie hatte auch nicht das erneute Erscheinen dieser Donata erlebt. »Denken wir mal darüber nach, welche Möglichkeiten uns beiden bleiben. Nur uns beiden. Da möchte ich John ausschließen.«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Es fehlt mir auch die Zeit, wenn ich ehrlich sein will.«

»Die wir jetzt haben.«

»Aber hast du eine Idee?«

Mary hob die Schultern. »Noch nicht. Deshalb reden wir ja dar über. Jemand will uns töten, nicht wahr?«

»So wurde es gesagt.«

»Glaubst du Donata?«

Sinclair hob die Schultern. »Ich wollte, ich könnte ihr nicht glauben, aber mein Gefühl sagt mir, daß ich ihr leider glauben muß. Sie ist nicht grundlos erschienen. Und ich weiß auch, daß sie uns nicht helfen kann oder wird. Auch John hat sie gesehen. In Chartres, in der Kathedrale, das läßt darauf schließen, daß eben unser Name im Mittelpunkt steht. Daß man ihn tilgen will. Der alte Fluch soll sich endlich erfüllen.«

Horace F. hob die Schultern. »Das alles wissen wir. Aber was haben wir getan?«

»Ich weiß es nicht. Du weißt es ebenfalls nicht. Wir müssen uns etwas einfallen lassen.«

»Weglaufen?«

»Hätte das Sinn?«

Müde schüttelte der Mann den Kopf. »Nein, das denke ich nicht, daß es etwas bringen würde. Wer immer unsere Feinde sind, sie verfügen

über eine wahnsinnige Macht, und ich bin sicher, daß sie uns überall finden würden, wenn es denn sein muß.«

»Also bleiben wir hier?«

»Ja.«

»Fast hätte ich gesagt«, flüsterte Mary, »sterben wir in einer bekannten Umgebung.«

»War das echt? Oder Sarkasmus?«

»Ich weiß es selbst nicht, Horace.« Sie ging wieder zu ihrem Mann zurück, setzte sich neben ihn und legte ihre Hände auf die seinen.

»Weißt du«, sagte sie, »daß ich mich über mich selbst wundere?«

»Warum?«

Mary schaffte sogar ein Lachen. »Ich kann es selbst nicht genau erklären, aber ich wundere mich. Ich hätte eigentlich eine wahnsinnige Angst haben müssen, aber das ist nicht der Fall. Statt dessen sitze ich hier und rede normal mit dir. Verstehst du? Ich spreche mit dir ganz normal über unseren Tod. Das ist verrückt. Da kenne ich mich einfach selbst nicht mehr.«

»Vielleicht liegt es an mir.«

»Wieso?«

»Du bist stärker als ich, du…«

»Unsinn!« unterbrach sie ihn.

»Doch, Mary, du bist stärker. Daran glaube ich fest. Viel stärker. Weil ich so schwach reagiert habe, mußtest du einfach stark sein, denn du willst versuchen, mich wieder aufzurichten.« Er küßte seine Frau auf die Wange. »Ich finde es wunderbar. Ich habe das Leben mit dir sowieso wunderbar gefunden, und ich habe nicht bereut, daß wir damals geheiratet haben. Überhaupt nicht. Du hast mir verziehen, als ich dich töten wollte, und das werde ich dir…«

»Hör auf damit, Horace. Das bist nicht du selbst gewesen, das weißt du genau.«

»Ja, schon. Aber nicht jede Frau hätte so gehandelt wie du.«

Sie streichelte seine Hand. »Es hat wirklich keinen Sinn, wenn wir uns jetzt darüber Gedanken machen. Lassen wir die Vergangenheit einfach ruhen, die Gegenwart ist wichtiger.«

»Beides ist untrennbar miteinander verbunden. Zumindest bei uns.«

»Ja, das stimmt schon. Das alles ist richtig. Aber wir sollten trotzdem nicht mehr daran denken.«

Horace F. Sinclair verzog den Mund. »Vielleicht an die Zukunft, Mary?«

»Willst du darauf eine Antwort?« Sie schaute ihn so starr an, daß er den Blick senkte.

»Lieber nicht. Wir haben die Zukunft bereits hinter uns, wenn ich das mal umschreiben darf.«

Mary spürte die Glutwelle in ihr Gesicht steigen. Sie wollte ihrem

Mann Bescheid geben, wollte ihn ausschimpfen und ihm erklären, daß es keinen Sinn hatte, so negativ zu sein, aber sie schluckte die Worte hinunter. Das wäre auch kein Trost gewesen. Er hatte diesen schleichenden Schrecken erlebt, und damit fertig zu werden, das war verdammt nicht leicht.

»Was tun wir?« fragte er.

Sie strich über sein Gesicht. »Wenn ich jetzt sage, daß wir uns hier hinsetzen, eine Flasche Wein gemeinsam trinken, dann möchte ich nicht, daß du es als eine Art von Henkerstrunk ansiehst. Wir tun es einfach, Horace. Das sind wir uns irgendwo schuldig. Wir trinken den Wein und warten einfach ab.«

Er überlegte und lächelte. »Eines habe ich an dir immer bewundert, Mary.«

»Ach ja?« Sie zwinkerte ihm zu. »Was denn?«

»Es war dein unerschütterlicher Optimismus.«

»Danke«, sagte sie, »herzlichen Dank. Aber wie hätten wir ohne ihn durchs Leben kommen sollen?«

Horace F. Sinclair hob nur die Schultern…

***

Ich hatte alles gesehen!

Dieser schreckliche Vorgang war vor meinen Augen entlanggehuscht wie ein schneller Film, bei dem die Bilder trotzdem scharf waren, so daß ich sogar Details hatte sehen können.

Die zuckende Gestalt im Beichtstuhl. Das Blut, das aus den Wunden gespritzt war und sich in dem engen Gehäuse verteilt hatte.

Auch an der anderen Seite der Scheibe klebten die roten Flecken, als hätte jemand Farbe verspritzt.

Mir war natürlich klar, daß es der oder die Mörder nicht nur auf Pater Angares abgesehen hatten. Zeugen konnten derartige Typen nicht gebrauchen, und hätte es wirklich einen besseren Zeugen gegeben als mich? Sicherlich nicht, und so tauchte ich blitzschnell weg, machte mich auf der engen Kniebank so klein wie möglich, blieb aber auch nicht dort liegen, sondern drückte mich nach hinten ins Freie, wo ich Kontakt mit dem kalten Boden bekam. Ich rollte mich herum, und während der Bewegung zog ich meine Beretta.

»Wenn du jetzt abdrückst, bist du tot!«

Der Mann hatte französisch gesprochen, und mich hatte seine Stimme wie ein Eisdusche erwischt. Ich wußte, daß diese Ankündigung in die Tat umgesetzt werden würde, und deshalb hütete ich mich, auch nur mit dem kleinen Finger zu zucken. Ich lag halb auf dem Bauch und halb auf der Seite, in einer verdammt ungünstigen Position, um mich überraschend wehren oder eine Gegenreaktion starten zu können.

Auch mein Sichtfeld war eingeschränkt, aber ich bekam trotzdem mit, daß es zwei Killer waren, die sich in der Kathedrale aufhielten.

Ich erinnerte mich daran, zwei Gestalten in den Bänken gesehen zu haben. Wahrscheinlich waren es die Mörder gewesen.

Nach den Schüssen und auch nach den Worten war es sehr still geworden. Nichts rührte sich in meiner Umgebung, abgesehen vom scharfen Atem der beiden Männer.

Noch hielt ich die Waffe fest, aber sie fand kein Ziel und bildete nur die Verlängerung meiner Hand.

Einer der beiden kam näher. Er blieb dicht neben mir stehen. Seine Gestalt warf sogar einen Schatten auf den dunklen Stein des Bodens.

Als sich der Schatten bewegt hatte, da wußte ich auch, daß sich der Mann bückte.

»Nicht bewegen!« flüsterte er. »Vor allen Dingen nicht deine verdammte rechte Hand, klar?«

»Sicher.«

Wenig später spürte ich seine kalten Finger an meiner Hand. Er nahm mir die Beretta ab und richtete sich auf. Wahrscheinlich würde er sie wieder einstecken.

»Bleib noch liegen«, sagte der andere, »und streck deinen linken Arm aus!«

Ich mußte gehorchen und wurde abgetastet. Nichts ließ der Hundesohn aus, er fuhr auch über meine Brust hinweg und stutzte, als die Hand die Umrisse meines geweihten Talismans berührte.

»Was ist das?« fragte er.

»Ein Kreuz.«

»Aha.« Dann lachte er. »Es hat dich wohl beschützen sollen, Meister – Pech gehabt!«

»Sicher.«

Der Typ richtete sich wieder auf und befahl mir, eine andere Haltung anzunehmen. »Du kannst dich jetzt hinknien, Meister. Am besten breitbeinig. Deine Arme hebst du an und verschränkst die Hände hinter dem Kopf. Leg sie im Nacken zusammen. Ansonsten rühr dich nicht vom Fleck. Keine unnötige Bewegung mehr.«

»Ich habe verstanden!«

Daß die beiden mich in dieser knienden Haltung haben wollten, war verständlich. So konnte ich ihnen am wenigsten gefährlich werden, denn es war so gut wie unmöglich für mich, sie aus dieser Position heraus anzugreifen. Normal war dieses Knien nicht. Ich wußte, daß ich mich recht schnell verkrampfen und die Arme mir immer schwerer werden würden, aber diese Position gab mir zugleich auch eine gewisse Hoffnung. Die beiden Killer wollten etwas von mir.

Wenn nicht, hätten sie mich sofort erschießen können. Sicherlich paßte ich als Fremder nicht in ihren Plan.

Als ich den Kopf etwas anhob, hatte ich die Hände bereits hinter ihm verschränkt. So war es mir auch möglich, die Männer zu betrachten. Es waren wirklich nur zwei, denn einen dritten sah ich nicht in ihrer Nähe. Beide waren bewaffnet. Auf den Läufen steckten noch die klobigen Schalldämpfer, die mich anglotzten.

Der dunkelhaarige und ältere Mann sah wüst aus. In seinem Gesicht zeichneten sich die harten Stationen seines unruhigen Lebens ab. Der zweite, ein blonder Typ, wirkte vom Gesicht her brutal und weibisch zugleich, aber er hatte diesen Blick eines eiskalten Engels, wie ihn auch Alain Delon immer in seinen Filmen aufgesetzt hatte, wenn er einen Killer spielte.

Sie sprachen zunächst nichts und schauten mich nicht an. Ich konnte nicht herausfinden, ob sie verunsichert waren, sie trugen überhaupt keine Gefühle zur Schau, aber der ältere sprach mich an.

»Was hast du bei diesem Typen getan?«

»Gebeichtet.«

Der Mann schwieg und hob die Augenbrauen. Dann lächelte er.

»Gebeichtet?«

»Ja.«

»Sollen wir dir das glauben?«

Ich blieb bei dieser Lüge und baute sie weiter aus. »Ich mußte es tun. Als ich diese Kathedrale betrat, spüre ich einfach das Bedürfnis, es machen zu wollen. Das können Sie nicht verstehen, aber ich denke ebenso.«

Der Ältere lächelte und wandte sich dabei an seinen Partner. »Was meinst du, Ducru?«

»Er lügt!« zischte der Blonde.

»Ja, das denke ich auch.«

Mein Bluff schien verpufft zu sein. »Aber was soll man in einem Beichtstuhl anderes tun, als beichten? Bitte, das müssen Sie mir sagen. Ich kam, um…«

»Wo kommst du her?« fragte Ducru.

»Nicht aus Frankreich.«

»Das haben wir an deiner Aussprache gehört.«

»Ich bin Engländer. London, verstehen Sie? Ich kam, um der Kathedrale einen Besuch abzustatten. Ich wollte sie schon immer besichtigen. Jetzt ist die Zeit günstig, denn es sind nicht zu viele Touristen hier. Das ist alles.«

Ducru lächelte wieder. Er schaute seinen Kumpan an. »Glaubst du ihm, Armand?«

»Nein.«

Damit hatte ich zwar gerechnet, aber ich war trotzdem geschockt.

Dieses eine Wort, dieses emotionsgeladene Nein bewies mir, daß mich die beiden auf keinen Fall mit dem Leben davonkommen lassen

würden. Ich hatte sie gesehen, ich kannte ihre Gesichter, und für Profikiller war so etwas nicht zu akzeptieren.

»Dann sind wir einer Meinung«, sagte der Blonde und nickte.

»Wie heißt du eigentlich?«

Ich nannte ihnen meinen richtigen Namen und ließ sie dabei auch nicht aus den Augen. Möglicherweise zeigten sie ja eine Reaktion, aber ihre Gesichter blieben ausdruckslos.

»John Sinclair«, murmelte Armand. »Du bist uns noch nicht über den Weg gelaufen. Also, Sinclair, was wolltest du wirklich bei diesem Mönch? Rede, denn viel Zeit haben wir nicht.«

»Das habe ich schon gesagt.«

Ducru stöhnte auf. »Er ist fremd, er kennt uns nicht«, sagte er zu seinem Freund. »Deshalb haben wir auch so große Geduld mit ihm. Es ist am besten, wenn wir ihm schon in der Praxis klarmachen, was wir von ihm wollen.«

»Einverstanden.«

Ducru grinste mich kalt an. »Du wirst auch weiterhin auf dem Boden hocken bleiben, aber du wirst jetzt deine Jacke und auch dein Hemd ausziehen. Es ist zwar kalt hier, aber wir werden dir schon bald einheizen.«

Ich war überrascht, denn damit hatte ich nicht gerechnet. »Ich soll wirklich…?«

»Ja, du sollst. Und beeil dich, sonst werde ich nervös. Ich bin dafür bekannt, daß ich trotz des Schalldämpfers noch sehr genau zielen kann, und ich glaube nicht, daß es dir gefallen wird, wenn ich dir zuerst die linke und danach die rechte Kniescheibe zerschieße.«

Ich brauchte diesen Mann nicht erst genauer anzuschauen, um zu wissen, daß er nicht geblufft hatte. Dieser Ducru gehörte zu den Typen, die im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gingen, bewiesen hatte er es schon.

Ich hatte mich bereits seit kurzer Zeit in einer verdammt miesen Lage befunden, aber zum erstenmal spürte ich so etwas wie Furcht.

Das Gefühl schlich wie ein Menge von kalten Fischkörpern in meinen Leib hinein und vereiste im Innern noch stärker, so daß ich Mühe hatte, mich zu bewegen.

Ich zog meine gefütterte Jacke aus und legte sie rechts neben mich.

Anschließend knöpfte ich mein Hemd auf. Ich beeilte mich nicht sonderlich, sondern ging normal vor. Ich wollte den beiden Killern keine Angriffsfläche bieten, denn auf so etwas warteten sie.

Der Grund meines unfreiwilligen Stripteases war mir nicht klar.

Ich hütete mich auch, eine Frage zu stellen, aber im Hinterkopf hatte ich immer im Sinn, daß die Killer mir meine »Beichte« auf keinen Fall abnahmen.

Sie schauten teilnahmslos zu, wie ich Knopf für Knopf öffnete und

das Hemd schließlich aus der Hose zog. Ich packte es und warf es auf die Jacke.

»Sehr gut!« sagte Ducru.

»Und was ist jetzt? Wollen Sie, daß ich mich noch weiter entkleide? Haben Sie Spaß daran?«

»Halt die Schnauze!« sagte Armand, »und leg die Hände wieder an den Hinterkopf!«

»Okay.«

Die Haltung war gleich geblieben. Nur trug ich jetzt die dicke Jacke nicht mehr und auch nicht das Hemd. Ich saß mit bloßem Oberkörper in der Kälte, aber ich fror nicht nur wegen der Wintertemperaturen. Die Gänsehaut auf meinem Körper hatte auch einen weiteren Grund: Angst.

Ja, die Angst vor der nahen Zukunft. Vor diesen beiden eiskalten Killern, die vielleicht mal als Söldner ausgebildet worden waren und alle dreckigen Tricks kannten.

Ich hatte nicht oft mir derartigen Typen zu tun. Meine Feinde sind in der Regel andere, die man unter dem großen Sammelbegriff Dämonen zusammenfassen kann. Gegen sie konnte ich mich besser wehren, aber jetzt fühlte ich mich so verdammt hilflos. Besonders meine Haltung war für Männer wie Ducru und Armand ideal.

Der Jüngere schaute zuerst auf meine Kleidung, dann richtete er seinen Blick auf mein Gesicht. »So, ich frage jetzt noch einmal nach, und denk daran, unsere Zeit ist begrenzt. Warum hast du dich mit dem Mönch getroffen?«

»Das sagte ich schon.«

Ducru zuckte kurz zusammen. Für einen Moment wurde sein Gesicht zur Fratze. Ich rechnete schon damit, daß er mir tatsächlich in eine Kniescheibe schießen würde, aber er tat es nicht, was mich für einen Moment aufatmen ließ.

»Laß es«, sagte Armand. »Jetzt bin ich an der Reihe.«

»Gut.«

Armand griff in seine rechte Jackentasche. Die Waffe hatte er in die linke Hand gewechselt, kein Vorteil für mich. Ich ging davon aus, daß er beidhändig schießen konnte. Aus der Tasche holte er zuerst ein Zigarillo hervor und anschließend ein Feuerzeug mit Reklameaufdruck.

Er steckte sich das Zigarillo an. Alles geschah sehr langsam, für mich aber ging es trotzdem schnell. Die Flamme bekam Kontakt, der Killer saugte an seinem Zigarillo, und ich sah, wie die Spitze rot aufglühte. Dann paffte Armand die ersten Wolken. Sie trieben an seinem Gesicht hoch und nebelten es ein.

Der Rauch verflüchtigte sich rasch. Armand lächelte, als er sich bückte. Der Zigarillo klebte noch immer in seinem Mund. Er saugte

auch wieder daran. Die Glut leuchtete auf wie ein in der Luft schwebender Blutstropfen.

Armand schaute mich durch den Rauch kalt an. Bisher war nichts geschehen, aber ich brauchte nicht lange zu raten, um zu wissen, was dieser Mensch mit mir vorhatte. Er ließ sogar seine Waffe verschwinden, als er sich niederhockte.

»Nun?« fragte er.

Beide Köpfe befanden sich in einer Höhe. Wir konnten uns in die Augen schauen.

»Nun, Sinclair, bleibst du noch immer bei deiner Version?« Während er sprach, drehte er den Zigarillo zwischen Daumen und Zeigefinger. Sehr intensiv betrachtete er die Glut. Schielte dabei auch zur Seite, um mich ansehen zu können.

Ich schwitzte stark. Der Rauch stieg mir in die Nase, ich hatte mich deshalb etwas zurückgelehnt, und der Hundesohn vor mir nickte mir locker zu.

»Ich warte auf Antwort, Sinclair.«

»Ja.«

»Wie – ja?«

»Ich habe mit dem Mönch gesprochen. Ich mußte es tun, es ist einfach über mich gekommen und…«

Sein scharfes Lachen unterbrach mich. »Beichten kannst du auch bei uns«, erklärte er dann. »Aber wir wollen immer die Wahrheit wissen. Oft schreien die Leute, aber letztendlich sind wir die Sieger. Nur schade, daß man sie immer erst darauf stoßen muß. Bei dir ist es auch nicht anders.«

Er hatte genug geredet und handelte.

Die Hand mit dem Zigarillo zuckte nicht vor, sie war überhaupt nicht schnell. Die glühende Spitze näherte sich langsam meiner linken Schulter.

Ich spürte die Wärme.

Ich krampfte mich innerlich zusammen, biß die Zähne aufeinander, wollte nicht schreien, aber ich wußte, daß diese Folter weh tat.

»Nun?« Er zögerte dicht vor der Berührung. Wollte mir eine letzte Chance geben. Die Glut an der Spitze war wie ein böses Auge.

»Nein«, würgte ich hervor. »Es ist…«

»Dein Pech«, sagte er.

Nur um drei, vier Zentimeter brauchte er die Glut nach vorn zu drücken. Dann erwischte sie mich.

Die Glut biß in meine Haut, und ich hielt den Atem an. Kein Laut drang aus meiner Kehle, doch der Schmerz hatte es in sich. Qualen, die ich niemandem wünschte.

Die Schmerzen durchrasten meinen Arm, auch dann noch, als Armand seinen Zigarillo wieder zurückgezogen hatte.

Er hockte noch immer vor mir und gab sich locker. Auf den Ballen wippte er leicht hin und her, nahm einen Lungenzug und ließ den Rauch durch die Nase strömen. »Ich kann die Glut noch mehr anheizen«, erklärte er mir, bevor er nickte. »Es war nur ein Vorspiel. Trotzdem, Sinclair, Kompliment, du bist zäh. Du hast nicht geschrien. Ich kenne andere, die ihre Not und Qual herausbrüllen.«

Mich hatte ein sagenhafter Zorn gepackt, der mich den Schmerz einfach vergessen ließ. Dieser Zorn mußte einfach raus, und deshalb sagte ich keuchend: »Sie können es mal an sich selbst ausprobieren.«

Armand lachte. »Sieh dir mal mein Gesicht an, Sinclair. Woher stammen wohl die Narben? Ich habe diese Hölle schon durchgemacht. Ist noch nicht lange her. War auf dem Balkan, aber ich habe es überstanden. Bei dir aber sehe ich schwarz.« Er nahm wieder einen Zug und ließ den Rauch genüßlich ausströmen. »Stell dir mal vor, Ducru, er war noch immer beichten.«

»Ja, ich hörte es.«

»Schlecht für ihn, wie?«

Ducru amüsierte sich. »Wieso schlecht? Dann geht er eben sündenlos ein in die Hölle.«

»Da hast du recht. Aber einen Vorgeschmack auf die Hölle werden wir ihm schon hier geben.«

»Wie schön. Stufe zwei?«

»Genau, Ducru, Stufe zwei.«

»Was heißt das?« flüsterte ich, froh darüber, daß der Schmerz in meinem Arm etwas abgeebbt war. Auf der linken Schulter war ein rotbrauner Fleck zurückgeblieben.

Armand nickte mir zu. »Ich will es dir erklären. Die Schulter anzubrennen, ist ja noch harmlos. In der Stufe zwei kümmern wir uns um deine Lippen.« Er demonstrierte es, indem er lächelte. »Es gibt dann die Stufe drei. Willst du mehr wissen?«

»Nicht nötig«, sagte ich krächzend.

»Doch, Sinclair, doch. Ich bin nicht so. Ich werde dir auch die Stufe drei erklären. Nach dem Mund sind vor allen Dingen die Augen wichtig. In der Stufe drei werde ich sie dir nacheinander ausbrennen. Du kannst sogar wählen, ob du zuerst das linke verlieren willst oder das rechte. Die Wahl lasse ich dir, Sinclair.«

»Danke.«

Er wiegte den Kopf. »Bis zur Stufe zwei sind wir schon gekommen, Sinclair. Auch wenn du jetzt sprechen willst, du hast uns schon so lange hingehalten, daß es auf die paar Minuten auch nicht mehr ankommt. Ich werde mir deine Lippen vornehmen.«

Ich zuckte zurück.

»Nicht bewegen!« zischte Ducru.

»Dann gib mir die Kugel!«

»Die bekommst du später, Sinclair.« Ducru kicherte. Er hatte seinen Spaß, und auch der zweite Killer grinste.

Ich kam damit nicht zurecht. Was waren das nur für Menschen?

Hatte es derartige Monstren schon immer gegeben, oder waren sie erst in der letzten Zeit entstanden, weil auf unserer Welt die Menschlichkeit immer mehr verlorenging? Ich kam mit ihnen nicht zurecht, aber sicher, Typen wie Armand und Ducru hatte es schon immer gegeben, nur waren sie nicht so sehr in den Vordergrund gerückt worden. Nur in einem Medienzeitalter blieb nichts geheim. Da wurden die Greuel der zahlreichen Kriege den Zuschauern zum Dinner serviert, und so stumpften die Menschen eben ab.

Armand steckte das Ende des Zigarillos wieder zwischen die Lippen. Während er saugte, nickte er. Ich sah nur die Glut, die für meinen Geschmack immer größer wurde und sich in eine rote Sonne verwandelt hatte, um alles zu verbrennen.

Er saugte zweimal.

Er wollte es heiß haben.

Mit der freien Hand zerwedelte er den Qualm. Dann war er zufrieden, nahm sein Zigarillo wieder zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt es so, daß die Spitze direkt auf meinen Mund wies.

»Ein gut zu erkennendes Ziel!« flüsterte er.

Ich schwieg.

Ich war naß. Der Schweiß klebte mir an jeder Stelle des Körpers.

Ich empfand eine irre Angst vor dieser menschenverachtenden Folter, und ich merkte auch, wie sich meine Augen unruhig bewegten.

Dabei überlegte ich wirklich, ob es Sinn hatte, den beiden die Wahrheit zu erzählen. Nein, es brachte nichts, sie wollten die Folter und würden sie auch eiskalt durchziehen.

Die Glut kam näher und näher.

Ich schmeckte bereits den Rauch, der mir in die Nase stieg. Hinter dem hochsteigenden und gekräuselten Faden sah ich Armands Gesicht. Die blinkenden Augen, in denen für mich der Wahnsinn abgebildet war. Ich sah das Grinsen und spürte sogar seinen Atem, der leicht gegen mein Gesicht blies.

»Jetzt«, sagte er.

»Nein!«

Ducru hatte gesprochen und sich dabei halb gedreht, wobei die Waffe trotzdem noch auf mich zeigte.

»Was ist los?«

»Ich will nicht, daß er schreit!«

»Und warum nicht?«

»Ich glaube, wir sind nicht mehr allein«, flüsterte Ducru…

***

War das die Rettung?

Aber wer, zum Henker, hätte hier in der Kathedrale erscheinen sollen, um mich zu retten. Gehört hatte ich nichts. Keine Schritte, keine Atemgeräusche, überhaupt nichts.

Armand hatte sich blitzschnell entschieden. Er war zurückgewichen und hielt wieder seine Waffe mit dem Schalldämpfer fest. Sein Zigarillo steckte in der linken Mundhälfte.

»Gib du auf ihn acht!« flüsterte Ducru. Es hörte sich an wie das Zischen einer Schlange.

Armand schüttelte den Kopf. »Verdammt noch mal, was ist denn überhaupt los?«

Ducru warf seinem Kumpan einen knappen Blick zu. »Wir haben Besuch bekommen.«

»Tut mir leid, aber ich habe nichts gesehen und auch nichts gehört. Du hast dich geirrt.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Und jetzt?«

»Ich schaue nach. Wahrscheinlich ist es ein Besucher.« Er lachte glucksend. »Oder auch einer, der beichten will, aber welcher Tote nimmt schon eine Beichte ab?«

Armand hatte keinen Sinn für makabere Scherze. »Was hast du überhaupt gehört?«

Ducru hob die Schultern. »Sagen wir – ein Geräusch, das mir nicht gepaßt hat.«

»Okay, dann schau nach.«

Ducru ging. Ich hatte den Kopf gedreht und schaute auf seinen Rücken. Dieser Mann bewegte sich wie eine große Katze, so leise schritt er dahin. Sein Umriß schwächte sich immer mehr ab, schließlich war er ebenfalls zu einem Schatten innerhalb der Schatten in diesem Kirchenschiff geworden.

Ja, ich hatte aufgeatmet. Die große Folter war noch einmal an mir vorbeigegangen, aber befreit fühlte ich mich nicht. Ich hatte niemanden gesehen und wußte auch nicht, wer mir hätte zu Hilfe kommen können.

Armand starrte mir ins Gesicht, während er auf mich zielte. »Freu dich nur nicht zu früh, Sinclair. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wir werden dich noch schreien hören, nur ist es im Moment etwas ungünstig für uns.«

»Ich weiß. Darf ich die Arme runterlassen?«

»Nein, und wenn du dich zu Tode zitterst. Du bleibst so sitzen.«

»Darf ich denn eine Frage stellen?«

Armand verengte die Augen. »Nur eine.«

»Wer hat euch geschickt? Wer hat euch befohlen, den alten Mönch zu töten?«

Armand spie aus.
Für mich war es Antwort genug…

***

Ducru hatte Sinclair und seinen Freund hinter sich gelassen. Mit leisen Schritten bewegte er sich durch die Kathedrale, allerdings weg vom Hauptaltar, denn aus dieser Richtung war das Geräusch nicht an seine Ohren gedrungen. Er hatte es näher am Hauptportal vernommen, und er hatte verdammt gute Ohren.
Ducru hielt die Waffe schußbereit. Es gefiel ihm nicht, daß die mächtigen Pfeiler Schatten auf den Boden warfen, die ihm manchmal vorkamen wie erstarrte Gespenster.
Der steinerne Boden schimmerte blank. An manchen Stellen sogar wie ein dunkler Spiegel.
Je weiter sich Ducru von seinem Kumpan und diesem Sinclair entfernte, um so ungeduldiger wurde er. Vor einer Wandnische, in der sich schwach die Umrisse eines großen Bildes abzeichneten, dessen Rahmen golden schimmerte, blieb er stehen.
Er sah diesen Standort als günstig an, denn von hier aus konnte er auch den breiten Bereich des Eingangs überblicken. Zwar schimmerten einige Lichter, aber der Eingang selbst lag schon im Dunkeln, wie eingetaucht in graue Schatten, die an vielen Stellen zusammenwuchsen.
Bewegte sich da etwas?
Ducru konnte es nicht genau erkennen. Aber er starrte weiterhin auf diesen Fleck, und selbst ein abgebrühter Typ wie er spürte das kalte Gefühl im Nacken, als hätte ihm dort jemand eine Waffenmündung gegen das Fleisch gepreßt.
Das große Portal war zu. Keine Kälte wehte herein. Sollte jemand die Kathedrale betreten haben, dann war die Tür sofort wieder hinter ihm zugefallen.
Und dieses Geräusch glaubte er gehört zu haben.
Aber es war niemand da.
Kein Mensch bewegte sich durch die mächtige Kirche. Auch um das große Taufbecken herum zeigte sich kein Mensch. Das Innere lag nach wie vor eingepackt in die normale Stille.
Normal?
Ducru wollte das nicht unterschreiben. Je mehr Zeit verstrich, um so überzeugter war er davon, daß sich hier etwas verändert hatte. Es hielt sich nur versteckt, und er mußte genügend Geduld aufbringen und so lange warten, bis sich das Unbekannte und auch Gefährliche aus dem Versteck löste.
Es wurde kalt.
Zuerst achtete er nicht darauf, weil dieser Kälteschub nicht mehr als

ein leichtes Streifen über seinen Nacken gewesen war. Danach war es vorbei. Aber nicht lange, denn dieses Gefühl der Kälte überkam ihn abermals.

Hinter ihm war etwas.

Die Nische?

Verdammt, sie war doch leer, dachte Ducru, der plötzlich anfing zu schwitzen. Sein Gesicht war zu einem Steinblock geworden, so sehr zeichnete ihn die Konzentration. Er streckte die Hand mit der Waffe nach vorn, dann drehte er sich auf der Stelle, stellte sich einen Augenblick später breitbeinig hin und zielte in die Nische.

Die leere Nische!

Oder?

Nein, sie war nicht leer. Was er darin sah, wollte er nicht glauben.

Bisher hatte er in seinem Leben über Geister oder Gespenster nur immer gelacht.

Ducru wurde eines Besseren belehrt. Vor ihm wallte oder tanzte eine geisterhafte Gestalt. Sie hatte den Umriß eines menschlichen Körpers, und er konnte sogar ihr Gesicht erkennen, in dem sich alte Wunden abzeichneten.

Das alles hatte er schnell weggesteckt, denn er sah noch mehr.

Auch wenn die Gestalt tatsächlich ein Geist war, der Gegenstand, den sie bei sich trug, war es nicht. Der war existent, denn die Erscheinung hielt mit beiden Händen ein Schwert umklammert, dessen lange Klinge einen goldenen Schimmer abgab…

***

Ducru war nicht in der Lage, etwas zu unternehmen. Dabei hätte er nur die Waffe anzuheben brauchen und den Finger krümmen müssen, selbst das gelang ihm nicht, denn für den Killer war in diesem Augenblick ein Weltbild zusammengebrochen.

Man glaubte in diesen Regionen nicht an Geister, das überließ man den angeblich primitiven Völkern. Daß er nun das Gegenteil dessen erlebte, über diesen Graben konnte er einfach nicht springen, der war ihm einfach zu breit.

Er stand da, hielt die Waffe fest und starrte in die Nische. Die Erscheinung mit dem Schwert beherrschte den engen Raum wie eine Königin, und die ungewöhnlich verschwommenen und dennoch klaren Augen waren fest auf ihn gerichtet.

Scheiße! dachte Ducru. Scheiße! Was ist das? Das ist doch nicht möglich…

Er schüttelte den Kopf. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, aber die Erscheinung blieb.

Plötzlich nickte er. Er freute sich darüber, daß er den ersten Schock allmählich überwunden hatte. Sein Mund verzog sich in die Breite,

dann bewegte er noch einmal den Kopf. Wie jemand, der sich selbst ein Startsignal gibt.

Er hätte auch schießen können, aber diesmal wollte er zuerst eine Frage stellen. »Wer bist du?« Ducru hatte nicht damit gerechnet, schnell eine Antwort zu bekommen, aber die Person in der Nische gab ihm tatsächlich eine, und die konnte ihm nicht gefallen.

»Ich bin deine Henkerin…«

Nein, das war kein Scherz. Ducru wußte es genau. Diese seltsame und unerklärliche Person dachte im Traum nicht daran. Aber er war auch jemand, der nicht scherzte. Ducru trat sogar noch einen kleinen Schritt vor und trat beinahe in die Nische hinein, als er die Waffe etwas anhob und so auf die Brust zielte. Automatisch auf die linke Seite, das war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Dann schoß er!

Der Schalldämpfer hielt einiges zurück, und die Kugel traf.

Aber sie jagte durch die Erscheinung hindurch, und sie hämmerte in das Bild. Hinterließ dort ein Loch in der alten Leinwand und blieb im Mauerwerk stecken.

»Ähhhggg…« Mehr brachte Ducru nicht hervor. Gleichzeitig wußte er, daß es besser für ihn gewesen wäre, wenn er zur Flucht ansetzte, aber er blieb stehen, als wäre er festgeleimt worden. Der Zusammenbruch der Realität war für ihn einfach nicht zu fassen.

Damit hätte er nie im Leben gerechnet.

Er schoß noch einmal. Das Bild bekam ein zweites Loch, mehr war nicht geschehen. Dafür aber hob die Gestalt ihr Schwert an. Nicht einmal schnell, sondern fast gemächlich.

Ducru ging zurück. Sie kam ihm nach. Der zweite, der dritte Schritt. Er hatte die Nische verlassen, und er hörte sich selbst laut keuchen. Ein Killer wie er hatte bisher selten an Flucht gedacht, hier aber war es am besten, wenn er sich aus dem Staub machte.

Rückwärts konnte er nicht schnell genug laufen. Deshalb drehte er sich um. Aus dem Augenwinkel hatte er wahrgenommen, wie die Erscheinung ihre Waffe angehoben hatte, und er wußte auch, daß es gefährlich war, wenn er ihr den Rücken zudrehte, doch eine andere Chance gab es nicht. Er mußte schneller sein.

Ducru kam nicht weit. Das Schicksal war schneller. Wieder streifte ihn dieser eisige Hauch.

Eine Warnung.

Das Pfeifen hörte er auch noch, als die Klinge hinter ihm die Luft durchschnitt. Ducru glaubte auch, die erste Berührung des Metalls an seinem schweißbedeckten Nacken zu spüren, dann nahm er nichts mehr wahr. Das ewige Dunkel umfaßte ihn. Sein Körper fiel zu Boden. Sein Kopf auch, der aber rollte blutbeschmiert noch ein paar Meter weiter…

***

»Was war das?« flüsterte Armand.
Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich habe nichts gehört!«
Der Killer schaute mich lauernd an. Seinen Zigarillo hatte er inzwischen zertreten, was mich allerdings nicht jubeln ließ. Er hatte sicherlich noch mehr davon. »Doch, da ist etwas gewesen. Ich habe es gehört. Und du auch, Sinclair.«
»Nein!« wiederholte ich.
Armand schüttelte unwillig den Kopf. Er befand sich plötzlich in einer Zwickmühle. Zwar kniete ich vor ihm, und er war auch noch bewaffnet, aber das Geräusch hatte ihn schon unsicher und mißtrauisch werden lassen. Er hatte sich nicht geirrt. Dieses Geräusch war keine Einbildung gewesen, auch ich hatte es gehört, aber ich würde einen Teufel tun und es zugeben. Damit mußte der Killer schon allein fertig werden. Zudem war es aus der Richtung aufgeklungen, in die Ducru verschwunden war. Und wenn ich mich nicht zu sehr täuschte, dann hätte dieser Laut auch von einem schallgedämpften Schuß stammen können.
Es passierte nichts.
Für mich war es von Vorteil. Nicht für den Killer. Der wartet ab, und seine Unruhe nahm dabei zu mit jeder Sekunde, die verstrich, denn Ducru kehrte nicht zurück.
Des öfteren bekam ich einen scharfen Blick zugeworfen, den ich allerdings gleichgültig erwiderte. Dadurch machte ich Armand noch unsicherer, der seinem Kumpan am liebsten nachgegangen wäre, sich aber wegen mir nicht traute.
Gut, er hätte mich erschießen können, aber die beiden Hundesöhne wollten schließlich noch wissen, was tatsächlich zwischen dem Mönch und mir im Beichtstuhl gesprochen worden war, so mußte mich Armand zwangsläufig am Leben lassen.
»Du brauchst nicht zu triumphieren, Sinclair. Wir kriegen dich noch, keine Sorge.«
»Ich habe nichts gesagt.«
»Deine Blicke sprechen Bände.«
»Sorry, aber ich kann nicht anders schauen:«
Meine lässig gegebene Antwort regte ihn noch mehr auf. Er sah aus, als wollte er mir an die Kehle fahren, überlegte es sich allerdings und schwieg.
Ich wußte, daß Armand auf heißen Kohlen stand. Am liebsten wäre er seinem Killerkumpan nachgegangen. Nur konnte er es sich nicht leisten, mich allein zu lassen. Die Glut des Zigarillos hatte zwar geschmerzt, mich aber nicht kampfunfähig gemacht.
Wir hörten wieder etwas.
Diesmal mußten es Schritte sein, deren Echos sich ungehindert ausbreiten konnten. Zwar wurden die Füße nicht zu hart aufgesetzt,

aber zu hören waren die Geräusche trotzdem.
Dann brachen sie ab.
Schluß.
Stühle!
Armand fing an zu schwitzen. Mit der freien Hand wischte er über sein Gesicht. Er glotzte mich an. Diesmal tat ich nichts, um ihn zu reizen, denn er sollte auf keinen Fall übernervös reagieren und abdrücken.
»Jetzt hast du es gehört, wie?«
Ich nickte.
Armand überlegte einen Moment. »Bist du wirklich allein, Sinclair?«
»Ja. Oder haben Sie jemanden gesehen.«
»Nicht hier, aber dort vielleicht, wo Ducru hingelaufen ist.« Seine Augen bekamen einen kalten Glanz. Es war zu spüren, daß sich die Lage wieder verschärfte.
Der Mann kam auf mich zu. Er hatte die Waffe etwas gekippt. Jetzt zielte er auf meinen Kopf. »Sag die Wahrheit!« forderte er mich auf.
»Sag in den nächsten Sekunden die ganze, verdammte Wahrheit. Sonst ist es mir egal, was ich tue!«
»Hätte ein Freund denn die Folter zugelassen, wenn er hier gewesen wäre?«
»Er hatte ja keine Chance!«
Das stimmte irgendwo auch. Darauf ging ich nicht ein. Etwas hatte mich abgelenkt. Ich befand mich in einer besseren Position als der Killer, denn ich konnte schräg an ihm vorbeischauen.
Und dort kam jemand.
Ich erlebte einen Moment, in dem ich mich wahnsinnig beherrschen mußte. Auf keinen Fall durfte ich etwas Falsches tun, denn was sich meinen Augen präsentierte, das war schaurig, schrecklich, aber auch hoffnungsvoll zugleich.
Donata kam.
Bisher hatte sie bei unseren Begegnungen immer beide Hände freigehabt. Nun nicht mehr, denn sie umklammerte mit der linken Hand den Kopf des Killers Ducru, und sie hatte ihn mit dem Schwert abgeschlagen, das sie in der rechten trug. An der hellen, etwas golden schimmernden Klinge klebte noch frisches Blut, und es tropfte auch aus dem Halsstumpf zu Boden. Sie also hatte mich gerettet, und sie hatte es eben auf ihre Art und Weise getan.
Mein Erstaunen mußte bei mir einen Schock und eine damit verbundene Veränderung am Körper und im Gesicht ausgelöst haben, denn Armand wurde aufmerksam.
»Was ist los mit dir?«
»Sieh nach links!« flüsterte ich nur.
Erst wollte er nicht, dann aber schien er überzeugt zu sein, daß ich

ihn nicht reinlegen würde, und er drehte den Kopf.

Auch er sah Donata.

Er stand still.

Ich hörte ihn ächzen.

Dann fing er an zu zittern.

Mich hatte er vergessen, so daß ich endlich meine schmerzenden Arme wieder senken konnte.

Donata aber kam näher. Sie lächelte wissend und grausam. Ja, das mußte man sagen.

Auf einmal schrie Armand auf.

Und dann schoß er!

***

So schnell wie möglich jagte er die Kugeln aus der Mündung. Normale Schußgeräusche waren nicht zu hören, nur dieses in der Kirche lauter schallende Plopp!

Die Kugeln trafen.

Trotzdem trafen sie nicht.

Sie jagten durch die Gestalt hindurch. Sie hieben gegen den Boden, als Querschläger turnten sie durch die Kathedrale, und eine Kugel erwischte auch den Kopf seines Partners. Sie fuhr schräg in die Wange hinein und durchstieß das rechte Auge. Jetzt hatte er es verloren.

Donata kümmerte sich nicht darum. Sie setzte ihren Weg fort, und Armand wußte auch, daß er damit gemeint war. Er wich aus, als ihm klargeworden war, daß er mit Kugeln nichts ausrichtete. Mich hatte er vergessen. Er dachte nur an sich, an seine Flucht, denn er wollte das Schicksal seines Partners nicht erleiden.

Hinter uns befand sich der Beichtstuhl. Ein gongartiger Laut erklang, als Armand gegen das Gehäuse stieß, das für Pater Angares zu einem Sarg geworden war.

Der Killer stieß sich wieder ab. Sein Gesicht war nur noch eine Fratze der Angst, er wollte endlich weg, stieß sich ab und wurde plötzlich schnell. Seitlich versuchte er, an Donata vorbeizulaufen, die damit gerechnet hatte.

Sie hob das Schwert an.

Nicht mal sehr hoch, und dann wuchtete sie die Klinge aus dem Handgelenk heraus nach vorn. Sie jagte wie ein breiter Metallstreifen auf den Killer zu, der versuchte, ihr mit einem verzweifelten Sprung zur Seite zu entwischen.

Das schaffte er nicht mehr.

Die Schwertklinge traf ihn mitten im Lauf. Sie bohrte sich durch seinen Körper. Für mich sah es aus, als wollte sie ihn aufspießen.

Ich drückte meinen Kopf nach unten. Das Sterben des Mannes zu sehen, war nicht mein Fall. Mir reichte schon der jammernde

Todesschrei.

Dann wurde es still.

Ich hatte den Kopf nach vorn gedrückt und saß noch immer auf dem Boden. Mit hochgezogenen Beinen, damit ich die verschränkten Arme auf meine Knie stützen konnte. Den Kopf hielt ich gesenkt.

Meine Stirn berührte die Hände, und ich mußte in dieser Lage wirken wie jemand, der vom Leben nichts mehr sehen will.

Die letzten beiden Stunden waren der nackte Horror gewesen.

Drei Tote hatte es gegeben, und das inmitten einer der schönsten Kathedralen der gesamten Welt.

Den Begriff für Zeit hatte ich irgendwie verloren. Ich fühlte mich wie in einem Vakuum hockend und wünschte mir in diesen Augenblicken, bei meinen Freunden zu sein, gemütlich am Kamin zu hocken und ein Glas Wein zu trinken.

Ein hell klingendes Kratzen brachte mich wieder zurück in die Wirklichkeit. Es blieb nicht gleich, denn es nahm an Lautstärke zu.

Etwas näherte sich mir. Es wollte einfach, daß ich mich aus meiner geduckten Lage erhob.

Nein, ich blieb sitzen, hob nur den Kopf an. Jetzt fiel mir wieder die Kälte in der Kathedrale auf. Sie umgab meinen Körper wie ein Hemd aus Eis.

Ich hob den Blick.

Von der rechten Seite her trat jemand in meinen Sichtbereich. Es konnte nur die Totenfrau sein, und es war auch Donata. Das Schwert hatte sie mitgebracht. Mit der Klinge schleifte es über den Boden. Daher also das Geräusch. Jetzt nicht mehr, denn nun sah ich es dicht vor mir. Der goldene Streifen im Innern der Klinge schimmerte.

»John…«

Donatas Stimme war noch immer ein etwas schrilles Wispern, als wäre sie von ihrem Geist getrennt.

Ich hob den Kopf. »Danke«, sagte ich leise.

Sie wehrte ab. »Nicht jetzt, eigentlich nie, John. Ich bin nur gekommen, um dir das Schwert zu geben…«

»Wieso denn?«

»Es gehört jetzt dir. Ja, es ist für dich bestimmt. Schon seit altersher.«

Noch blieb ich sitzen, ohne meine Haltung zu verändern. Ich wagte auch nicht, das Schwert zu berühren. Leise fragte ich: »Warum sollte es mir gehören?«

»Es ist das Schwert des Königs Salomo…«

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 800 »Das Orakel«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 993 »Das Rätsel der Schattenfrau«